

Die Deutsche Freiheit

Einzige unabhängige Tageszeitung Deutschlands

Nr. 208 — 2. Jahrgang

Saarbrücken, Samstag, 8. September 1934

Chefredakteur: M. Braun

Palästina,
das erlaubte Land
Tapferkeit und Opfer
der Kolonisten

Seite 7

Provokations-Kommandos

Zur Anzettelung der „Gewalttätigkeiten“, die in Nürnberg angekündigt worden sind

Berlin, 7. Sept. Seit einigen Wochen arbeitet der „Führer“ in jeder seiner Reden mit Drohungen gegen eine gewalttätige Opposition im Lande. In seiner Proklamation zu Nürnberg lancierte der entsprechende Satz:

„Daher werden wir auch jeden Versuch, gegen die Führung der nationalsozialistischen Bewegung und des Reiches einen Akt der Gewalttätigkeit anzuzetteln, niederzuschlagen und im Reime erstickend, er mag kommen von wem er will! Wir alle wissen, wen die Nation beauftragt hat! Wehe dem, der dies nicht weiß oder der es vergißt!“

Aus solchen Ankündigungen spricht die Furcht, daß die Folgen des 30. Juni in den nationalsozialistischen Organisationen doch noch nicht überwunden sein könnten, und insbesondere weiß man immer wieder bei Hitler den Glauben zu erwecken, daß Attentate auf ihn geplant würden, aber das ist nicht der einzige Grund für die immer wiederholten Drohungen.

Der gewaltige Aufmarsch in Nürnberg und die Hinzunahme der Reichswehrformationen hat gerade auch den Zweck, allen Geangenen des Regimes und insbesondere enttäuschten wirklichen Sozialisten aus der Partei und der SA jedes Vertrauen zu den Möglichkeiten einer oppositionellen Haltung zu nehmen. Daß die innerhalb und außerhalb der Regierungspartei vorhandene große Unzufriedenheit sich bei den derzeitigen Machtverhältnissen nicht in „Gewalttätigkeiten“ äußern kann und sich bisher auch nicht in einem einzelnen Falle zur gewaltsamen Auflehnung gegen die noch geschlossene und schwer bewaffnete Staatsmacht gelüftet hat, ist bekannt.

Sind also die Drohungen des „Führers“ nur ein Bluff? Nein, sie haben eine wohl überlegte Bedeutung und sollen die Desorientierung Deutschlands und der Welt auf die Notwendigkeit neuer Strafaktionen vorbereiten, die „Gewalttätigkeiten“ von Gegnern des nationalsozialistischen Staates folgen sollen.

Da solche gewaltsamen Vorstöße der Opposition auf absehbare Zeit nicht zu erwarten sind, ist man gewillt, sie künstlich zu schaffen, wenn man es aus innerpolitischen Gründen für notwendig hält. Wir wissen aus unbedingt vertrauenswürdiger nationalsozialistischer Quelle, daß in einigen Großstädten und Industriebezirken aus ganz zuverlässigen SS-Leuten Provokationskommandos gebildet worden sind. Ob diese besonderen kleinen Kadern sich über das ganze Reich erstrecken, oder, was wahrscheinlicher ist, sich nur an einigen Brennpunkten betätigen sollen, ist uns nicht bekannt. Wir wissen aber jedenfalls, daß sie in einigen katholischen Gebieten des Westens gebildet worden sind, wo die starke Opposition, die sich durch die Blut von Rein-Stimmen gekennzeichnet hat, „Gewalttätigkeiten“ glaubwürdiger erscheinen lassen würden.

Man beabsichtigt also, wann und wo man es für notwendig hält, „Reichswehrverbände“ lokaler Natur zu veranlassen, vielleicht auch bezirksweise, um das brutale Einschreiten der Staatsgewalt, die sich allzu langsam verhalten habe, zu rechtfertigen und so Leute aus dem Wege

zu räumen, die dem Regime zwar noch nicht gefährlich, aber unbequem sind.

Diese „Provokationskommandos“ vor der ganzen Welt zu denunzieren, ist erforderlich. Es ist das einzige Mittel, ihre Tätigkeit — vielleicht — unmöglich zu machen oder doch zu lokalisieren.

Es spricht manches dafür, daß solche „Provokationskommandos“ jetzt schon im Saargebiet arbeiten, wo in den letzten Wochen wiederholt Ueberfälle aus politischen Gründen verübt worden sind.

Sehr offen wird übrigens in nationalsozialistischen Kreisen von einer gewaltsamen Lösung der Saarfrage gesprochen.

Die Denkschrift des französischen Außenministers Barthou hat diese Stimmung verstärkt, und man würde in Saarbrücken und in Genf sich sehr täuschen, wenn man die Wirksamkeit dieses französischen Strokes gegen die deutsche Saarpromaganda auf die Stimmung der für die Saar geradezu fanatisierten nationalsozialistischen Führer und Massen nicht gefahrlos einschätzen würde. Man hat hier sofort erkannt, daß durch die vorgezeichneten Verhandlungen wirtschaftlicher und finanzieller Natur noch vor der Abstimmung deren Ergebnis für das „dritte Reich“ noch mehr fraglich werden würde, weil diese Verhandlungen zweifellos auch die noch bitterlich berauhten Teile der Saarbewohner über ihr wirtschaftliches Schicksal im Falle einer sofortigen Rückgliederung in das Vorkriegsreich nachdenklich machen müßten.

Es steht nach dem Schluß des Nürnberger Parteitages eine große Pressekampagne gegen die Veranlichung der rein volkstümlich-betroffenen Saarfrage mit wirtschaftlichen Problemen bevor, ein Pressefeldzug, der zu einer neuen Aufpeitschung aller nationalistischen Leidenschaften gegen Frankreich führen muß.

Mit großer Besorgnis erwartet man hier die Einstellung einer internationalen Polizeitruppe für das Saargebiet. Alle Berichte der „deutschen Front“ aus dem Saargebiet stimmen darin überein, daß eine größere Polizeitruppe die Ausführenden eines nationalsozialistischen Sieges im Januar verrückern müßte. Allerdings könne man damit rechnen, daß zunächst die internationale Polizeitruppe zu einem neuen Auftrieb der nationalsozialistischen Propaganda über die „Unterdrückung“ der Saarländer durch eine fremde „Besatzung“ führen werde, aber das werde rasch verpuffen und übrig bleibe die verstärkte Autorität der Regierungskommission und die wachsende Freiheit der Entscheidung für jetzt noch zwischen der „deutschen Front“ und der deutschen „Freiheitsfront“ schwankenden Volksteile.

Desperados fordern, daß noch vor dem Einrücken der internationalen Polizeitruppe im Saargebiet reiner Tisch gemacht werde. Answert hinter diesen Reden, die „noch im September“ Entscheidungen verlangen, schon feste Absichten heben, mag ungewiß bleiben, gewiß aber ist die Existenz von Provokationskommandos und die in deren Dasein liegende große Gefahr.

Die Aufrüstung Oesterreichs und die demokratischen Mächte Europas

Von Otto Bauer

Es war am 15. Juli 1927. Ein Zusammenstoß zwischen demonstrierenden Arbeitern und der Polizei hatte in Wien zu furchtbarem Blutvergießen geführt. Neunzig Arbeiter waren auf den Straßen Wiens von der Polizei erschossen worden. Wider Haß tobte der Polizei entgegen, wann immer sie sich in den Arbeiterquartieren zeigte. Da stellte Bürgermeister Seih die Gemeindefürsorge auf. Zweitausend ausgewählte Arbeiter wurden mit Pistolen und Gummihämmern bewaffnet, mit Armbinden in den Farben der Stadt Wien kenntlich gemacht, auf die Verfassung der Republik und der Gemeinde Wien vereidigt. Die Wiener Arbeiter, von Haß gegen die Polizei des Staates erfüllt, begrüßten jubelnd die Schutztruppe der Gemeinde. Ihr kühnes Auftreten auf der Straße genügte, dem Blutvergießen ein Ende zu machen.

Aber wenige Stunden später griffen die Großmächte ein. Die Gesandten Großbritanniens, Frankreichs und Italiens erklärten die Aufstellung der Gemeindefürsorge für eine Verletzung des Friedensvertrages und verlangten kategorisch ihre Auflösung. Der Friede Europas, das Kräfteverhältnis zwischen den europäischen Mächten waren offenbar durch die zweitausend mit Pistolen bewaffneten Arbeiter bedroht. Die Gemeinde Wien mußte sich dem Veto Europas unterwerfen. Die Gemeindefürsorge wurde aufgelöst.

Man kann nicht bestreiten, daß das Einschreiten der Großmächte gegen die Wiener Gemeindefürsorge keine Konsequenzen gehabt hat. Die gewaltsame Zertrümmerung der österreichischen Demokratie im Februar 1934 wäre vielleicht nicht gewagt worden, wenn die österreichischen Faschisten gewagt hätten, daß die sozialistische Verwaltung der Hauptstadt über eine bewaffnete Truppe verfüge. Der französische Gesandte Graf Clauzel, der im Jahre 1927 die Kampagne der Großmächte gegen die Wiener Gemeindefürsorge geführt hat, hat unbestreitbar für die Aneignung Oesterreichs durch Herrn Mussolini im Jahre 1934 gute Vorkarbeit geleistet.

Seither sind sieben Jahre vergangen. Europa hat sich seither an die Verletzung der Entwaffnungsbestimmungen der Friedensverträge gewöhnt. Es schweigt zu den Rüstungen Hitlers. Es hat nichts dagegen eingewendet, als in Oesterreich mit italienischem Gelde und mit italienischen Waffen die Heimwehren ausgerüstet wurden. Es hat im Jahre 1933 nicht nur zugestimmt, daß die regulären Truppen Oesterreichs von 22.000 auf 30.000 Mann verstärkt wurden, sondern gleichzeitig auch stillschweigend seine Zustimmung gegeben, daß die Heimwehren und die „Ostmarkischen Sturmabteilungen“ zum „Schutzkorps“ erklärt, d. h.: mit den Rechten einer staatlichen Polizei ausgestattet wurden. Die zweitausend mit Pistolen bewaffneten Arbeiter von 1927 waren eine Verletzung des Vertrages von St. Germain. Die fünfzigtausend mit Gewehren und Maschinengewehren ausgerüsteten Faschisten des Schutzkorps waren es nicht. Allerdings sind weder die faschistischen Heimwehren noch die monarchistischen Sturmabteilungen, aus denen dieses Schutzkorps formiert wurde, aus sozialistischen Arbeitern zusammengesetzt.

Immerhin war das Schutzkorps eine Improvisation. Jetzt soll es zu einer dauernden Einrichtung werden. Es soll in dem Staatsaufbau des faschistischen Oesterreich dieselbe Funktion versehen, die die faschistische Miliz im Staatsaufbau Italiens, die SA und SS, in der Struktur des deutschen Faschismus zu versehen haben. Zu diesem Zwecke sollen die Heimwehren, die Sturmabteilungen und einige kleinere faschistische Formationen in eine einheitliche Wehrformation verschmolzen werden, die neben dem Heer, der Polizei und der Gendarmerie bestehen soll. Man braucht dazu natürlich die Zustimmung der Signatarmächte des Vertrages von St. Germain, da durch diese vierte Wehrformation die Zahl der Bewaffneten, die der österreichische Staat ständig erhalten wird, auf das Doppelte der im Friedensvertrage für das Heer, die Polizei

Das „tausendjährige Reich“

Die französische Presse spottet

(Von unserem Korrespondenten)

A. P. Paris, den 7. September 1934.

Die französische Presse stellt einmütig fest, daß der Führer in Nürnberg nichts Neues gesagt habe, weder über seine zukünftige Innen-, noch über die Außenpolitik.

Wenn Hitler in Nürnberg erklärt habe, es werde in den nächsten tausend Jahren keine Revolution in Deutschland mehr geben, so könne man, schreibt Gallus im

„Antragsamt“ (7. September) darüber nur lächeln. Man vermag es nicht einmal das Frankreich von 1934 damals regierten noch nicht einmal die Kapellen, geschweige denn, daß man die die Republik und an deren Demokratie denken konnte. Die Idee, ein Volk auf tausend Jahre festlegen zu wollen, ist vollkommen unvernünftig. Der Kanzler, so heißt es dann weiter, habe einen neuen Antritt auf seine Gegner angefündet. Aber einige Pistolenschüsse mehr oder weniger genügen

nicht, um das Schicksal eines Volkes zu sichern. So beroucht die Deutschen auch sein mögen, sie würden doch wohl nach der Rede des Reichsführers über die erhabene Vermessenheit eines Mannes nachsinnen, der vorgebe, sie zu führen. Am Jahre 1944 werde die Erinnerung an Hitler schon lange aus dem menschlichen Gedächtnis geschwunden sein. Statt zu prophezeien, hätte er dem Volke lieber sagen sollen, wie es in diesem Winter zu Arbeit und Brot komme. Aber des sagen zu können, schließt Gallus, wäre sicher sehr schwer.

„Cet Nouvelle“

meint, der Reichsführer habe in Nürnberg eigentlich die äänzliche Niederlage des Hitlerregimes zugeben müssen. Wenn man keine Gegner habe, bessere man nicht seine eigenen Fehler, und Begeisterung finde keine neue Raugung in helen Opfern.

Fortsetzung siehe 2. Seite.

und die Gendarmerie zusammen zugelassenen Zahl gebracht wird. Es scheint aber nicht schwierig zu sein, die Zustimmung der Mächte zu dieser Aufrüstung Österreichs zu erlangen. In Jugoslawien scheint man allerdings noch zu zögern. Die Belgier „Pranda“ meint, daß diese Aufrüstung Österreichs soviel bedeute wie eine Verstärkung der italienischen Armee um vier Divisionen. Aber die Großmächte scheinen die Verstärkung der österreichischen Heeresmacht um vier Divisionen faschistischer Miliz für so nützlich und notwendig zu halten, daß sie dieser Abänderung des Friedensvertrages wohl zustimmen werden. Hitler, der immer wieder im Schweiße seines Angesichts beweisen muß, daß die SA und SS unbewaffnet seien, wird sich das nach diesem Präjudiz ersparen können.

Man begründet die Notwendigkeit dieser Aufrüstung Österreichs zugunsten, mit der Bedrohung der „Unabhängigkeit“ Österreichs durch Hitler. Aber man sollte sich es wohl überlegen, ob man die Unabhängigkeit Österreichs wirklich am wirksamsten schützt, wenn man dem italienischen Oberherrn Österreichs eine zweite österreichische Armee zur Verfügung stellt.

Man stelle sich einmal konkret die Lage in einer beliebigen österreichischen Stadt, in Graz oder in Klagenfurt, in Steier oder in Kärnten vor! Die Arbeiterschaft jeder solchen Stadt ist seit dem Februar von wildestem Haß gegen das Regime, das ihr alle Rechte geraubt, ihre Organisationen zerstört, ihre Vertrauensmänner eingekerkert hat, erfüllt. Auf der anderen Seite leben in diesen Städten die Beamten des Staates und der Industrie, die Rechtsanwälte und Ärzte, die Lehrer — mit einem Worte: die Intelligenz, die in den österreichischen Städten seit jeher deutschnational gesinnt war und jetzt, soweit sie nicht unmittelbar zu den Nationalsozialisten gehört, mindestens Sympathien für die Nationalsozialisten hegt. Nach dem Zulaufstand der Nazi hat sich die Staatsgewalt mit gleicher Brutalität auf die Intelligenz gestürzt wie nach dem Schutzbundsaufstand im Februar auf die Arbeiter. Man hat Richter, Staatsbeamte, Lehrer in Massen mit Verlust ihrer Pensionsansprüche entlassen, hat sie zu tausenden verhaftet, in den Gefängnissen in unmenschlicher Weise mißhandelt — man hat die Intelligenz mit ganz denselben Gefühlen der Erbitterung, des Hasses und der Wut erfüllt wie fünf Monate vorher die Arbeiter. Die Folge ist, daß jetzt in diesen Städten die staatlichen Behörden, die Polizei, das Schutzkorps ebenso isoliert, ebenso vom Haß der ganzen Bevölkerung — von den Fabrikdirektoren und Staatsbeamten bis zu den Arbeitern — bedroht sind wie eine Besatzungsarmee in einem fremden eroberten Land. Die Zustimmung der Mächte zur Aufrüstung Österreichs verstärkt nur diese Besatzungsarmee. Sie erspart es damit den Herrschenden, diesen unhaltbaren politischen Zustand, der zu immer neuen Erschütterungen führen muß, durch die Beendigung des aussichtslosen Krieges an zwei Fronten zu überwinden, durch eine Aenderung des Systems, die weit genug ginge, um die Realisierung aller dem Nationalsozialismus feindlichen Kräfte zu ermöglichen.

Wer überzeugt ist, daß man ein hochkultiviertes Volk mitten in Europa gegen den Willen, gegen den leidenschaftlichen Haß der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung regieren kann, daß man auf diese Weise seine Unabhängigkeit gegen einen äußeren Gegner wirksam verteidigt, daß dazu nichts erforderlich ist als eine hinreichende Anzahl von Gewehren und Maschinengewehren, der wird die Zustimmung der Mächte zu der Bildung der neuen Wehrformation gewiß als weise ansehen.

Allerdings werden die Kosten der neuen Wehrformation beträchtlich sein. Das reguläre Heer hat seine erfahrene, sparame Intendanz. Die Geschäfte der neuen Wehrformation werden von den Geschäftsmachern der Heimwehren besorgt werden. Es ist begreiflich, daß sie teurer verwalten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Budget der neuen Wehrformation doppelt so hoch sein wird als das des regulären Heeres. Nun steht es mit den Staatsfinanzen ohnehin sehr schlimm. Österreich hat zwar vor zwei Jahren auf Grund des Lausanner Vertrages eine von den befreundeten Staaten garantierte Anleihe in der Höhe von 300 Millionen Schilling bekommen. Aber davon mußten 100 Millionen Schilling zur Rückzahlung von Schulden verwendet werden. Es verblieben 200 Millionen Schilling. Der Betrag, den die österreichische Regierung für die Erhaltung des Schutzkorps seit einem Jahre und für seine Mobilisierung gegen die Aufstände vom Februar und vom Juni aufgewendet hat, beträgt gleichfalls ungefähr 200 Millionen Schilling. Die französischen Gläubiger der Lausanner Anleihe haben also die beiden Bürgerkriege finanziert, die das Ergebnis der Aneignung Österreichs durch den italienischen Faschismus waren. Jetzt fürchtet der österreichische Finanzminister den großen Aufwand für die neu zu schaffende Wehrformation. Er hatte daher die Absicht, in Genf abermals um eine international garantierte Anleihe zu bitten. Aber der Augenblick war schlecht gewählt. Die Kapitalisten werden nicht eben zur Gewährung einer Anleihe an Österreich ermutigt, wenn Herr Starhemberg jede Woche einmal ankündigt, man werde demnächst abermals, zum drittenmal die Unabhängigkeit Österreichs mit der Waffe in der Hand verteidigen müssen. Man demotiviert also jetzt in Wien die vor einer Woche klar ausgesprochene Absicht, sich um eine neue Anleihe zu bewerben. Man will sich mit der Konvertierung der Völkerbundsanleihe von 1922 begnügen. Immerhin bedeutet auch dies eine Ersparnis an Zinsen und Tilgungsraten, die beinahe ein Drittel der Kosten der zu errichtenden neuen Wehrformation decken wird. Kein Zweifel, diese Konvertierung wird bewilligt werden. Die französischen Kapitalisten werden mit ihrem Verzicht auf Zinsen die Verstärkung der italienischen Armee um vier Divisionen bezahlen. Die englische Demokratie wird zu der Stabilisierung des faschistischen Unterdrückungsapparates ihre Zustimmung geben. Man wird also in Graz und in Klagenfurt, in Steier und in Kärnten auch weiterhin gegen die Arbeiterschaft und gegen das gebildete Bürgertum zurüch die Parazugsarmee aufrecht erhalten können.

Der Faschismus hat kluge, listige, praktische Berater und Diener. Was für Berater und Diener hat die europäische Demokratie?

Das „tausendjährige Reich“

Fortsetzung von Seite 1

In der „Republique“

fragt Pierre Dominique ironisch, wie Hitler, der das tausendjährige Reich verkündet habe, wohl selbst die nächsten sechs Monate überleben werde.

In „Journal“

beschäftigt sich Louis Gillet mit dem Kontrast der Zeitalter. Wieder einmal, so meint er, habe er diese Erklärungen angehört. Er könne nichts Besseres tun, als das gegenwärtige Ereignis des Nürnberger Parteitages mit der deutschen Geschichte zu verknüpfen und die Vergangenheit vor seinem geistigen Auge lebendig werden lassen. Für die gerade Nürnberg der große Renaissance sei. Und da scheint ihm der Hitlerismus kaum in Einklang zu bringen zu sein mit der Kulturentwicklung, wie sie sich in Nürnberg repräsentiere. Diese Stadt zeuge von einer deutschen Renaissance, der nichts Menschliches fremd war. Sie atme Lateinertum, Orient und Italien. Dabei wirke sie urdeutsch. Aber sie wisse nichts davon, daß es zum Deutschtum notwendig sei, sich zu aller Welt in Gegensatz zu bringen, sich von aller Welt abzusondern und allein im Weltall zu bleiben.

Verwirrte Chiliasten

Die Basler „National-Zeitung“ schreibt:

Mit einer langen Proklamation, die schöne Verheißungen mit dem wiederholten Ausdruck einer vollen Selbstzufriedenheit vereinigt, hat der Führer den nationalsozialistischen Nürnberger Parteitages eröffnet. Vergeden wir uns in ihr suchen was an nahen geistigen und wirtschaftlichen Leistungen beabsichtigt wird. In dem unmanerlichen Dekret, das für den Völkerverbund interessanter ist als für den Sozialisten oder Politiker, wiederholt sich immer wieder die Aufforderung, daß ein tausendjähriges Reich des Nationalsozialismus begonnen hat. Die Weltgeschichte kennt kein Beispiel, daß auf so lange Frist ausgeheilte Wunden von der Zukunft jemals eintrübt worden seien, aber sie kennzeichnet das Unsichere und Maßlose einer Bewegung, die sich immerzu ihrer Erfolge rühmt. Die Wiederkehr dieser tausend Jahre berührt fast mystisch und erinnert an uralte Bewegungen des erhebenden Christentums, mit dem der Nationalsozialismus des gemeinam hat, daß auch er vor allem eine Glaubenslehre ist, die nicht erst beweisen muß, will und kann, sondern die als Religion die Seelen auszufüllen beabsichtigt. Die ersten Aufständischen des Chilasmas, des tausendjährigen Reiches, kamen, wie der offenbar noch immer nicht genügend abgeschaltete „Große Brockhaus“ festlegt, aus der jüdischen Apokalypse, und vorahnd bemerkt er: „Zelwelle nationalsozialistische trägt der Chilasmas des ausgehenden Mittelalters, besonders zur Zeit der Reichsreformbestrebungen in Deutschland. Trotzdem sich die Berechnungen der Chiliasten wiederholt als verfehlt erwiesen, errechneten sie von neuem die Zeit des Abbruchs des tausendjährigen Reiches. Diese Erinnerungen sind nützlich, weil sie nennenswert beweisen, wie in verwirrten und erregten dem Ansehen fährerlosen Reiten sich gleiche mystische Hoffnungen nicht wiederholen müssen...“

Rußland im Völkerbund

Kein Zweifel mehr

Paris, 7. Sept. Anläßlich der Eröffnung der Völkerbunds-Sitzung widmen die französischen Blätter ihre Aufmerksamkeit der Aufnahme Sowjetrußlands in den Völkerbund. Es besteht für niemanden Zweifel, daß, trotz Schwierigkeiten einiger Länder, Rußland aufgenommen wird. „Petit Parisien“: Für die Aufnahme Rußlands kann selbst in letzter Stunde keine Schwierigkeit bestehen, da eine Zweidrittel-Mehrheit genügt. Andere Blätter schreiben, die Frage eines ständigen Sitzes dürfe nicht aufgeschoben werden, weil Rußland als Großmacht das Recht auf einen ständigen Sitz habe.

Aus der Schweiz verschleppt

Nachricht von entführten Emigranten

Bärlach, 7. Sept. Wir haben jüngst über die Verschleppung des Emigranten Wilhelm Sprenger berichtet, der von Beauftragten der Gestapo nach Hitler-Deutschland entführt wurde. Jetzt traf aus Waldshut ein Brief Sprengers vom 31. August ein, worin der Entführte bittet, man möge ihm Wäsche, Toilettegegenstände, Fotografien seiner Angehörigen und die auf der Unglücksfahrt im Taxi verstreute Briefstücke zuwenden. Gleichfalls teilt er mit, daß er sich in Waldshut in Schutzhaft befinde.

Wie Lausanne, front die Basler „National-Zeitung“, wird sich die Schweiz die Verschleppung von Menschen geflossen lassen, die um ihrer politischen Überzeugungen willen Mischen mußten und in unserem Land Asyl und Obdach fanden?

Leni Riefenstahl

Die Dirigentin des „Parteitag“-Theaters

Aus Nürnberg wird berichtet: Der zweite Tag des Nürnberger Parteitages hat einen Zwischenfall erlebt, der den ganzen Wert und Zweck dieses Theaters aufzeigt:

In der Volkshalle waren 30.000 Nazis und aus-geliebte Leute versammelt. 30.000 Personen fanden aufrecht, unbeweglich und erwarteten den Eintritt Hitlers. So fanden sie während einer Viertelstunde, weil Leni Riefenstahl, die Chef-Operateurin der Filmkolonne, mit ihren Vorbereitungen nicht rechtzeitig fertig geworden war.

Erst als Hitler die Gewißheit hatte, daß das Bild seines Einmarsches der Nachwelt nicht verloren gehen werde, trat er, gefolgt von Streicher, in den Saal ein.

Ueberraschung verursachte die Ankunft Görings: er erschien in einfacher brauner Uniform — ohne Orden und Dekorationen. Der Held des „Parteitages“ (ist neben Hitler amnestos Streicher, der den Ehrenplatz an der Seite Hitlers einnahm und bei der Abfahrt sich, nach Hitlers Ruf, in seinen Wagen stellte und die Menen anstieß. Er hatte einen ardenen Weiterleitersfolg

Im „Matin“

lagt Philippe Barres, man habe dem Parlamentarismus vorgeworfen, zu viel Zeit bei allen Dingen zu verlieren. Warum aber, so fragt der bekannte Journalist mit Recht, verliere Hitler selbst so viel Zeit mit Wahlfeldzügen, mit Reden an allen vier Ecken des Reiches, mit einem Parteitag, der fünf Tage dauere? Barres gibt auch selbst die Antwort auf seine Frage, indem er ausführt, der Führer müsse so handeln, um seine Partei, die unter den Schlägen des 30. Juni gelitten habe, wieder in die Hand zu bekommen. Er wolle dadurch den Glauben an sich selbst wiedergewinnen und das Vertrauen des Landes zurückerobern. Er wolle die Reihen vor Eintritt des Winters, der weder in politischer noch in wirtschaftlicher Beziehung leicht sein werde, wieder aufschließen lassen und wolle endlich auch dem Auslande zeigen, daß die Reichswehr die Partei und die Regierung schütze.

Leon Daudet zweifelt in der „Action Francaise“

nicht daran, daß der Nürnberger Parteitag die Generalprobe zu dem Zukunftskriege sei, der am 25. Juli nur durch die Generäle Mussolini verhindert worden sei. Hitler sei von der Vegetation von 38 Millionen Deutschen getragen, die nach Revanche riefen und ihn als den „deutschen Menschen“ an-jahen, wie die Zeitgenossen Luther's ihn in Luther gesehen hätten. Der Mibelung Hitler schmeide offen das Schwert in die Hand, so, wie es der Musikdichter Wagner in seinem Werke geschildert habe.

Tatsachen sind unerbittlich, sie kennen keine tausendjährigen Fristen, die sich nicht einflügen lassen. Es wäre wertvoller, beruhigender und überzeugender gewesen, wenn man wüßte, wie die Führung der Partei und ihres Reiches sich die deutsche Zukunft auch nur in den paar hundert nächsten Tagen denkt. Die jungen Leute angustien der Familien-väter in den Arbeitsdienst geschickt, noch mehr Kostend-arbeiten, die keinen Ertrag liefern, noch solofalere Sport-pläne, Bohnhöfe, Autostraßen, all dies bedeutet doch ange-sichts der vollkommenen geistigen und kommerziellen Ho-herung keine Rettung. Es fällt nicht die verdorbenen Häfen, es gibt den Industrien keine Aufträge, es verschafft den Arbeitern keinen Lohn. Man hat darüber nichts von Schacht gehört, um so sicher hätte man einige bestimmte Erklärungen des Führers vernommen, die gezeigt hätten, daß Deutsch-land sich dieser Notwendigkeiten bewußt ist. Es hilft nichts, sie abzulenken, ebenwomöglich nicht zu bemerken, und so-gar ein vielleicht falsches System wäre da noch weniger be-trächtlich als dieses.

Proklamationen pflegen den Mund voll zu nehmen, aber einweilen scheint es doch wichtiger, zu wissen, was das große, ratlose, deutsche Volk noch in den Mund wird nehmen können, um sich zu sättigen. Worte haben zu wenig Kalorien-gehalt. Tausend Jahre? Das „aeröse 19. Jahrhundert“, das der Führer nach Mussolini's Beispiel wenig liebt, gab immerhin mehr Nahrung und Sicherheit, es war weniger in der Finsternis befangen als jene Epochen, die tausendjährigen Reich auszusprechen Die deutsche Revolution wird offiziell als beendet erklärt, Revolutionen haben immer nur noch ihren eigenen Gesetzen anzuheben, niemals dann, wenn es den ansehnlichen Führern der Macht annehmbar war, und es wird viele heilige Männer geben, die das Ende dieser tausend Jahre wohl noch rüßig erleben werden.

„Frankfurter Zeitung“

Der neue Kurs

Frankfurt, 8. Sept. Nachdem zu Anfang Juni die Mit-glieder der Gründerfamilie der „Frankfurter Zeitung“, Simon-Sonnemann, ihre Anteile an der Frankfurter Sozia-lis-Druckerei G. m. b. H., dem Verlage der „Frankfurter Zeitung“, an den langjährigen Inhaber der Minorität ver-kauft hatten und aus Besitz und Leitung des Unternehmens ausgeschieden waren, erfolgt jetzt eine Mitteilung über die finanzielle Durchführung dieser Transaktion. Durch die Beschlüsse der Gesellschaftsversammlung ist das bisher zwei Millionen betragende Stammkapital der Gesell-schaft in erleichteter Form auf 20.000 Mark herabgesetzt worden und sodann wieder um 480.000 Mark auf 500.000 Mark erhöht worden. Es geht hieraus hervor, daß die neuen Inhaber dem Unternehmen neue Mittel zugeführt haben. Als Erwerber des Verlages wurde damals eine jüdische Gruppe genannt, die durch den Dr. J. W. Arden-industrie nachstehenden früheren badischen Staatspräsidenten Professor Dummel repräsentiert wird.

Fügen wir hinzu, daß die Erben Sonnemanns, die Angehörigen der Familie Simon, aus der „Frankfurter Zei-tung“ vollkommen ausgeschieden sind. Mit ihnen der Geist der alten demokratischen Tradition. Chefredakteur ist Karl Richter, mit der Aufgabe, noch etwas verhärtete Seelen für Hitler zu öffnen.

Das Neueste

In Köln sich ein Autoomnibus am Donnerstagsabend mit einem Anze der sogenannten Gürtelbahn an der südlichen Gürtelbahn zusammen. Dabei wurden zahlreiche Personen verletzt. Sechs Personen mußten ins Krankenhaus gebracht werden, acht Personen konnten nach Auflegung von Verbänden in ihre Wohnungen entlassen werden. Die Schuldfrage ist noch nicht geklärt.

Der zum Tode verurteilte Nachtbeamte Böhl, der wegen Beteiligung an der Ermordung des Bundesanwalts Dr. Dollfuß zum Tode verurteilt worden war, ist zu lebens-länglichem schweren Kerker begnadigt worden, da Böhl nicht als unmittelbar Teilnehmer an den Verbrechen bezeichnet werden kann, die zum Tode Dr. Dollfuß führten.

Der schwedische Außenminister hat am Donnerstags erklärt, daß Schweden eine Aufnahme Sowjetruß-lands in den Völkerbund befürworten werde.

Die Generaldirektoren der internationalen Gewerkschaft der Frauenbekleidungsindustrie hat den Streik für das Gebiet der amerikanischen Baumwollkleiderindustrie beschlossen.

Wie aus Kairo gemeldet wird, erlebt Ägypten gegenwärtig die höchste Rißzeit seit über 16 Jahren. Der Hochwasser der Nil passiere gegenwärtig Kairo und der Meeresspiegel dürfte weitere zehn Tage lang auf der jetzigen Höhe bleiben.

Am 2. September ereignete sich am Donners-tags ein schweres Eisenbahnunglück, durch das ein Lokomotivführer und ein Beizer getötet und mehr als vierzig Passagiere mehr oder weniger schwer verletzt wurden.

Bund nicht sofort Polizeitruppen entsende, so könne man sich darauf gefaßt machen, daß nicht nur die jetzige Saarregierung gefangen gesetzt und massakriert werde, sondern daß nach der Abstimmung alle mit einem Kreuz — aber keinem Gabelkreuz — bezeichneten Häuser angezündet und ihre Bewohner ermordet würden. Darum müsse es, und Frankreich habe ein Recht, die zögernde Haltung des Völkerbundes zu bekämpfen und den Völkerbund zu warnen, denn nicht Luxemburg und Portugal, sondern Frankreich würde in bezug auf die Saar schwer-

wiegende und in ihren Folgen noch nicht zu übersehende Entscheidungen zu treffen haben.

Der Völkerbund möchte, so heißt es in dem Artikel weiter, von der Saar ablenken. Und das Aufnahmegebiet Deutschlands mit seinen 100 000 000 Einwohnern in den Völkerbund sei eine willkommene Ablenkung. . . . Aber die Mitglieder des Völkerbundes müßten sich darüber klar sein, daß es vor dem 13. Januar nicht darum gehe, 100 000 000 Menschen zu gewinnen, sondern darum, schleunigst 2000 Menschen nach der Saar zu schicken.

Bischöfe und Abstimmungskommission

Eine folgenschwere Zuschrift an den Völkerbund zur Sicherung der freien Abstimmung an der Saar

Genf, 7. September.

Die Abstimmungskommission hat eine Note gegen die Bischöfe von Trier und Speyer an den Generalsekretär des Völkerbundes gerichtet. Die Note, die das Datum vom 24. August 1934 trägt, hat folgenden Wortlaut:

Herr Generalsekretär!

Die Abstimmungskommission beehrt sich, Ihnen nachstehendes mitzuteilen und bittet Sie, dem Völkerbundsrat davon Kenntnis zu geben.

Am Sonntag, dem 29. Juli 1934, fand in Saarbrücken die Tagung der katholischen Saar-Jugend statt, die vom katholischen Jungmännerverband organisiert war.

Aus einem Schreiben des katholischen Jungmännerverbandes an die Regierungskommission vom 21. Juni 1934 und aus der Antwort der Regierungskommission vom 18. Juli (beide Schreiben sind in Abdruck beigefügt) geht hervor,

daß die Genehmigung zur Tagung der katholischen Saar-Jugend erteilt wurde auf Grund der Versicherungen der Veranstalter, daß es sich um eine rein konfessionelle Kundgebung handele.

Nach einem in der „Saarbrücker Landeszeitung“ vom 30. Juli 1934 erschienenen Bericht (Ausschnitt der Zeitung ist beigefügt) wurde der versammelten Jugend folgendes Telegramm an den Reichspräsidenten Hindenburg vorgelesen:

„50 000 katholische Jungmänner und Jungmädchen des Saargebietes, um ihre Oberhirten von Trier und Speyer zur katholischen Freuekundgebung in Saarbrücken versammelt, entboten dem Oberhaupt des Deutschen Reiches aus der deutschen Weltmark den Gruß unentworfener Treue.“

Franz Rudolf, Bischof von Trier.

Eudwig Sebastian, Bischof von Speyer.“

Die Abstimmungskommission ist der Auffassung, daß die Bischöfe von Trier und Speyer — denen doch kaum unbekannt war, daß die Genehmigung zur Tagung nur unter der Bedingung erteilt wurde, daß es sich um eine rein konfessionelle Kundgebung handele — mit der Abfassung dieses Telegramms die von den Umständen

gebotene politische Neutralität nicht beobachtet

haben. Angesichts der gegenwärtigen Verhältnisse und wegen der geringen Macht, die sie ausüben, muß die Einmischung der Bischöfe nach Auffassung der Abstimmungskommission als der Freiheit der Abstimmung zuwiderlaufend angesehen werden.

Dies gibt der Vermutung Raum, daß die katholischen Bischöfe durch die von den beteiligten Regierungen eingegangenen feierlichen Verpflichtungen nicht gebunden sind.

In der Erwägung, daß hier eine Lücke besteht, die der strikten Neutralität der Abstimmungsabhandlungen abträglich ist, hält es die Abstimmungskommission für ihre Pflicht, den Völkerbundsrat auf die Haltung der Bischöfe von Trier und Speyer aufmerksam zu machen, damit der Rat die ihm geeigneten Maßnahmen treffen kann.

Genehmigen Sie, Herr Generalsekretär, die Versicherung meiner Hochachtung.

Der Präsident der Abstimmungskommission,
ges. H. E. Rodhe.

Diese Note ist von außerordentlicher Bedeutung. Sie beweist, mit welcher Entschiedenheit die Abstimmungskommission die Freiheit der Abstimmung auch gegen die hohen kirchlichen Autoritäten an der Saar zu wahren gedenkt. Das Telegramm an Hindenburg anlässlich des katholischen Jungendtreffens in Saarbrücken mußte als offizielle oberhirtliche Parteinahme zugunsten der Rückgliederung gewertet werden und ist auch so aufgenommen worden.

Jetzt wird die „Lücke“ angefüllt. Auch die Kirchenfürsten von Trier und Speyer sind verpflichtet, volle Unparteilichkeit zu wahren. Aber die Note geht, wenn man sie genau liest und richtig versteht, noch darüber hinaus. Sie will, daß disziplinarische Maßnahmen der Bischöfe aus politischen Gründen unterbunden werden.

Selbstverständlich hat sich die gleichgeschaltete früher katholische Presse des Saargebietes zu der Note der Abstimmungskommission noch nicht geäußert. Begreiflicherweise! Denn es wird ihr von jetzt an unmöglich gemacht, die Meinung der Bischöfe autoritativ gegenüber den Katholiken im Abstimmungskampfe auszubenten.

Franzosen-Joe

Von W. Somerset Maugham

Kapitän Bartlett erzählte mir seine Geschichte. Ich glaube nicht, daß es viele Leute gibt, die auf der „Donnerstag-Insel“ waren. Sie liegt in den Torres Straits und heißt so, weil sie an einem Donnerstag von Kapitän Cook entdeckt wurde. Weil man mir in Sidney sagte, sie wäre das Letzte, was Gott je geschaffen habe, fuhr ich hin. Man sagte mir auch, daß es dort nichts zu sehen gäbe und man mir nur den Hals abschneiden würde. Ich war auf einem japanischen Schlepper von Sidney heraufgefahren und wurde in einem kleinen Boot an Land gesetzt. Es war mitten in der Nacht, und keine Seele war an der Landungsstelle. Einer von den Matrosen, die mich hinübergebracht hatten, sagte mir, daß ich in der Richtung nach links zu einem zweistöckigen Haus kommen würde; das sei das Hotel. Das Boot stieß ab und ich blieb allein. Ich trennte mich ungern von meinem Gepäck; aber noch weniger gern verbringe ich eine Nacht am Hafendamm auf harten Steinen; ich schulterte also meine Tasche und ging los. Es war stockfinster. Ich schien schon viel mehr als die hundert Meter gegangen zu sein, von denen die Rede war, und glaubte, mich verirrt zu haben, als ich endlich nebelhaft ein Gebäude erblickte, das der Größe nach vielleicht das Hotel sein mochte. Nirgendwo ein Licht, aber meine Augen waren nun bereits an die Finsternis gewöhnt und ich fand eine Tür. Ich entsandete ein Streichholz, konnte aber keine Glocke entdecken. Ich klopfte; keine Antwort. Ich klopfte wieder, so laut ich konnte, mit einem Stock; da öffnete sich oben ein Fenster und eine Frauenstimme fragte, was ich wünsche.

„Ich bin soeben mit der Shika Maru angekommen“, sagte ich. „Ich möchte ein Zimmer.“

„Ich werde hinunterkommen.“

Ich wartete noch ein wenig, bis die Tür von einer Frau in einem roten Flanellschulafrock geöffnet wurde. Ihr Haar hing in langen, schwarzen Strahlen über die Schultern herab. In der Hand trug sie eine Petroleumlampe. Sie begrüßte mich warm und ließ mich eintreten; eine kleine, rundliche Frau mit klugen Augen und einer verdächtig roten Nase. Sie führte mich hinauf und zeigte mir ein Zimmer.

„Setzen Sie sich schön nieder und bevor Sie drei zählen, wird das Bett gemacht sein“, sagte sie. „Was wollen Sie nehmen? Ein Schluck Whisky würde Ihnen gut tun, glaube ich. So spät in der Nacht brauchen Sie sich nicht zu waschen, ich werde das Handtuch in der Früh bringen.“

Und während sie das Bett machte, fragte sie, wer ich sei und was ich auf der Donnerstag-Insel wolle. Sie merkte, daß ich kein Seemann bin — seit zwanzig Jahren kamen alle Seeleute in dieses Hotel — und sie konnte sich nicht vorstellen, was mich hergeführt haben mochte. Ob ich wohl der Mann sei, der hier Sitten und Bräuche erforschen solle? Sie hatte gehört, daß von Sidney einer geschickt werde. Ich fragte, ob derzeit Seeleute da wären. Ja, einer, Kapitän Bartlett; ob ich ihn kenne? Ein seltsamer Vogel und wortwörtlich kein einziges Haar am Kopf; aber Alkohol kann der verschwinden lassen. So, nun war das Bett fertig und ich würde sicher wie ein Stein schlafen und eines, wohlgemerkt! Die Leintücher sind tadellos rein. — Sie zündete eine Kerze an und wünschte mir gute Nacht.

Kapitän Bartlett war wirklich ein seltsamer Vogel, aber ohne Bedeutung für meine gegenwärtige Geschichte. Ich machte am nächsten Tage bei Tisch seine Bekanntschaft, im Laufe des Gesprächs erwähnte ich zufällig, daß ich französisch spreche und er bat mich, den „Franzosen-Joe“ zu besuchen.

„Es wird ein Fest für den alten Burschen sein, wieder mal seine eigene Sprache zu sprechen. Er ist dreißig, ja wohl.“

Seit zwei Jahren lebte Joe im Spital. Nicht weil er krank, sondern weil er alt und hilflos war. Dort besuchte ich ihn. Er lag im Bett, in einem Flanellpyjama, das ihm viel zu groß war; ein kleines, altes, verrunzeltes Männchen mit großen, lebhaften Augen, einem kurzen weißen Bart und buschigen schwarzen Brauen. Es freute ihn, französisch mit mir zu sprechen. Er sprach es mit dem starken Akzent seiner Heimat-Insel; er war Kors. Er hatte nun so lange unter Engländern gelebt, daß er seine Muttersprache nicht mehr ganz beherrschte. Er gebrauchte englische Worte mit französischen Endungen, sprach schnell, mit großen Gesten und seine Stimme war meistens stark und deutlich; dann und wann erstarrte sie aber plötzlich, so daß seine Rede wie aus dem Grabe klang. Diese dumpfe, hohle Stimme war mir unheimlich. Er schien mir dann nicht mehr von dieser Welt zu sein.

Sein wirklicher Name war Josef de Paoli. Er war von Adel und ein Gentleman. Joe war aus derselben Familie wie der bekannte General de Paoli; aber er zeigte kein Interesse für seinen berühmten Vorfahren.

„Wir haben so viele Generale in unserer Familie gehabt“, sagte er. „Sie wissen natürlich, daß Napoleon Bonaparte ein Verwandter von mir war.“

1851, also vor achtundzwanzig Jahren, trat Joe in die französische Armee ein. — Unheimlich, mich schauderte. — Als Leutnant der Artillerie („wie mein Cousin Bonaparte“, sagte er) hatte er in der Krim gegen die Russen und als Hauptmann 1870 gegen die Preußen gekämpft. Auf seinem kahlen Kopf zeigte er mir eine Narbe von einem Ulanensäbel und erzählte mit dramatischen Gesten, wie er dem Ulanen seinen Säbel so heftig hineinrannte, daß er ihn nicht mehr herausziehen konnte. Aber das Kaiserreich fiel und er schloß sich den Kommunisten an.

Sechs Wochen bekämpfte er unter Herrn Thiers die kaiserlichen Truppen. Für mich war Thiers ein Schatten; es war ergreifend und ein bißchen komisch, den Franzosen Joe mit leidenschaftlichem Haß von einem Manne sprechen zu hören, der seit einem halben Jahrhundert tot war. Seine Stimme erhob sich zu einem schrillen Gekreisch, als er die Beleidigungen wiederholte, orientalistisch in ihrem Bilderreichtum, die er diesem mittelmäßigen Staatsmann im Senat an den Kopf geschleudert hatte. Franzosen-Joe wurde angeklagt und auf fünf Jahre nach Neu-Caledonien verbannt.

„Sie hätten mich erschießen sollen“, sagte er, „aber das wagten sie nicht, schäbige Feiglinge.“

Dann kam die lange Reise auf einem Segler zu den Antipoden und sein Zorn entflammte aufs neue, wenn er von der Schwach sprach, wie man ihn, einen politischen Gefangenen, mit Verbrechern zusammenpackte. Das Schiff legte in Melbourne an und einer der Offiziere, ein Kors, machte ihm die Flucht möglich. Er schwamm ans Land und meldete sich auf Anraten seines Helfers sofort bei der Polizei. Niemand konnte ihn dort verstehen, aber ein Dolmetsch wurde geholt,

„Freudig und freiwillig“

Heiß will den Versammlungszwang abschaffen

In einem Rundschreiben wendet sich Reichsminister Rudolf Doh, der stellvertretende Führer der NSDAP, gegen die Ermahnung der Teilnahme an Versammlungen durch Kontrollparteien. Er weist darauf hin, daß die NSDAP eine auf freiwilliger Mitarbeit, freiwilligen Gehorsam und verantwortungsvoller Führung aufgebaute weltanschauliche Organisation sei, deren Mitglieder mehr zu opfern, zu arbeiten und zu kämpfen bereit seien als andere Volksgenossen. Von einem Nationalsozialisten müßte er daher erwarten, daß er aus seiner freiwilligen Pflicht gegenüber Führer, Bewegung und Volk ohne irgendwelchen Zwang die Folgerungen ziehe und freudig und freiwillig seine Pflichten gegenüber dem Volksgenossen erfülle. Von den verantwortlichen politischen Leitern aber müßte er verlangen, daß sie in ihrem Verhalten Vorbild und Führer seien und Veranstaltungen so inhaltreich gestalten, daß jeder Partei- oder Volksgenosse gern ihrem Ruf zur Teilnahme an einer Veranstaltung folge und aus der Teilnahme neue Kraft für die weitere Arbeit schöpfe. Sei dies nicht möglich, so dürfe um so weniger ein Zwang zum Besuch derartiger Veranstaltungen ausübt werden, als dieser sich gegen das Anliegen der Bewegung auswirken müßte und die Teilnehmer dem Nationalsozialismus eher entfremde, als daß er sie für ihn werbe. Er verbieth daher die weitere Verwendung von Kontrollparteien. Wie in dem Informationsorgan der NSDAP festgesetzt wird, gilt dieses Rundschreiben auch für die Deutsche Arbeitsfront in vollem Umfang.

Berlin, 4. Sept. (Anprek.) Das Sondergericht Berlin verurteilte einen Arbeiter aus Oranien wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ zu einem Jahr Gefängnis.

Breslau, 5. Sept. (Anprek.) 28 kommunistische Arbeiter aus Slogau wurden vom Oberlandesgericht Breslau zu Zuchthausstrafen bis zu fünf Jahren, zu insgesamt 51 Jahren Kerker verurteilt.

Berlin, 5. Sept. (Anprek.) In dem Prozeß gegen die kommunistischen Arbeiter aus Freienwalde wurde der Hauptangeklagte Jochel zu 10 Jahren Zuchthaus verurteilt. Die übrigen Angeklagten erhielten insgesamt 8 Jahre Zuchthaus.

Berlin, 5. Sept. (Anprek.) Das „Volksgesicht“ verurteilte über zwei thüringische Arbeiter, die illegale Literatur, unter anderem das Braunbuch, aus der Tschedolowafel eingeführt hatten, Zuchthausstrafen in Höhe von je vier Jahren.

Weitergeben!

Weitergeben!

Werfen Sie die „Deutsche Freiheit“ nach dem Lesen nicht fort. Geben Sie das Blatt an Leute weiter, die der Aufklärung und Belehrung bedürfen!

seine durchnähten Papiere geprüft, und er wurde mit dem Bescheid entlassen, daß er in Sicherheit sei, solange er kein französisches Schiff betrete.

„Freiheit“, schrie er mir zu, „Freiheit!“

Dann kam eine lange Kette von Abenteuern. Er kochte, legte Straßen, unterrichtete Französisch, arbeitete in den Goldminen, war Vagabund, Hungerleider und kam schließlich nach Neu Guinea. Dort erlebte er das Merkwürdigste. Es trieb ihn tiefer und tiefer ins Land. Es gibt immer noch Kannibalen im Innern und nach hundert verzweifelten Abenteuern und knappem Eatkommen machte er sich zum König irgendeiner wilden Sippe.

„Sieh mich an, mein Freund“, sagte er, „ich, der ich hier auf einem Spitalbett liege, aus Barmherzigkeit aufgenommen, herrschte als König, soweit mein Auge reichte. Ja, das ist schon was, sagen zu können, ich war ein König.“

Aber gelegentlich geriet er in Gegensatz zu den Briten und seine Würde wurde ihm genommen. Er floh und fing wieder von vorne an. Es ist offenbar, daß er ein Mann von Behabung war, denn er brachte es am Ende zu einer eigenen Flotte von Perlenfischern auf der Donnerstag-Insel. Er schien nun, als älterer Mann, einen friedlichen Hafen gefunden zu haben und einem glücklichen und achtbaren Alter entgegen zu gehen. Da zerstörte ein Orkan seine Schiffe. Er war ruiniert und erholte sich nicht wieder. Er war zu alt, um frisch zu beginnen und brachte sich seither recht und schlecht fort, bis er endlich, besiegt und geschlagen, den gütigen Schutz des Hospitals annahm.

„Warum aber kehrten Sie nicht nach Frankreich oder Korsika zurück? Schon vor einem Vierteljahrhundert wurde eine Amnestie für die Kommunisten erlassen.“

„Was sind mir Frankreich und Korsika nach fünfzig Jahren? Ein Vetter von mir hat sich meines Besites bemächtigt. Wir Korsen vergessen und verzeihen nie. Wäre ich zurückgekehrt, ich hätte ihn töten müssen, und er hätte doch Kinder.“

„Komischer, alter Franzosen-Joe“, lächelte die Krankenschwester, die am Bettende stand.

„Auf jeden Fall aber war es ein herrliches Leben“, sagte ich.

„Nie, niemals. Es war ein schreckliches Leben. Mißgeschick verfolgte mich, wohin ich auch meine Schritte lenkte. Und jetzt, sehen Sie mich doch an, taue ich zu nichts, nur noch fürs Grab. Ich danke Gott, daß ich keine Kinder habe; damit sie den Fluch nicht erben, der auf mir lastet.“

„Aber Joe, ich dachte, Sie glauben nicht an Gott“, sagte die Pflegerin.

„Stimmt. Ich bin Skeptiker. Ich konnte im Gang der Dinge niemals eine sinnvolle Absicht entdecken. Wenn das Universum von einem Wesen gelenkt wird, dann kann es nur ein verbrecherischer Geistesschwacher sein.“ Er zuckte die Achseln. „Ich bleibe nicht mehr lang auf dieser schmutzigen Welt und dann werde ich mich selbst überzeugen, was an der ganzen Geschichte wahr ist.“

Die Schwester meinte, daß es schon Zeit sei, den alten Mann zu verlassen. Ich ergriff seine Hand und nahm Abschied. Ich fragte, ob ich etwas für ihn tun könne.

„Ich brauche nichts, ich will nur sterben.“

Er zwinkerte mir mit seinen glänzenden, schwarzen Augen zu. „Aber bis dahin wäre ich Ihnen für ein Paket Zigaretten dankbar.“

Die letzten Märtyrer Von Valerius Brjussus

Diesen Brief schrieb mir mein unglücklicher Freund Alexander Athanatos nach seiner wunderbaren Rettung als Antwort auf meine dringenden Bitten, jene fabelhaften Szenen zu beschreiben, als deren einziger lebendiger Zeuge er verblieb. Den Brief fingen die Agenten der zeitweiligen Regierung ab und vernichteten ihn als ein schändliches und sittenloses Werk. Erst nach dem tragischen Tode meines Freundes, als mir alle seine hinterlassenen Sachen zugestellt wurden, fand ich inmitten seiner Papiere das Konzept zu dieser Erzählung; alsdann erfuhr ich denn auch das Schicksal des eigentlichen Briefes.

Diese wahrhafte und, soweit ich beurteilen kann, vorurteilslose Geschichte eines der charakteristischsten Begebnisse, welche im Beginne jener riesigen geschichtlichen Bewegung, die ihre Anhänger heute die „Weltrevolution“ nennen, vor sich ging, braucht man, schätze ich, nicht dem Vergessen anheimzugeben. Die Niederschriften Alexanders illustrieren natürlich nur einen winzigen Teil des, was in der Hauptstadt an jenem denkwürdigen Tage des Aufstandes geschah, sind dafür aber für einige Fakten die einzigen Quellen, aus der künftige Historiker ihr Wissen schöpfen werden. Das Bewußtsein dieses Umstandes, schätze ich, veranlaßte den Autor, seine Worte mit besonderer Aufmerksamkeit zu wägen, und ungeachtet eines gewissen blütenreichen Stiles, im Rahmen strengster historischer Wahrfähigkeit zu bleiben.

Zum Schluß kann ich nicht umhin, jenem Lande, das mir ein Asyl bot, meine Dankbarkeit auszudrücken und meine Freude darüber, daß es auf der Erde noch einen Ort gäbe, wo sich die Freiheit des gedruckten Wortes bewahrte und wo man ruhig Meinungen aussprechen könne, die nicht unbedingt zu einer Lobpreisung der zeitweiligen revolutionären Regierung neigen.

„Du weißt, daß ich, wie viele, dem Ausbruche der Revolution völlig unvorbereitet gegenüberstand. Allerdings gingen dunkle Gerüchte, es wäre zum Neujahrstage ein allgemeiner Aufstand angekündigt, aber die letzten unruhigen Jahre lehrten uns, solchen Warnungen nicht besonders zu trauen. Die nächtlichen Ereignisse kamen für mich völlig unerwartet. Ich hatte beschlossen, das neue Jahr nicht zu feiern, und arbeitete ruhig in meinem Zimmer. Plötzlich versagte die elektrische Leitung. Bevor ich noch eine Kerze anzünden konnte, hörte ich hinterm Fenster das hölzerne Knattern von Schüssen. Man hatte sich schon an diese Töne gewöhnt, und ich zweifelte nicht.“

Ich zog mich an und ging auf die Straße hinaus. Im völligen Dunkel der Winternacht konnte ich eine große Volksmenge, die auf der Straße auf- und abwogte, mehr eraten als sehen. Die Luft war ein Getöse von Schritten und Stimmen. Das Schießen verstummte nicht und mir kam es vor, als bohrten sich die Kugeln in die Wand dicht über meinem Kopfe. Nach jeder Salve freute ich mich, daß der Tod noch vorübergegangen.

Doch die Neugier des Zuschauers überzog die Furcht. Ich zögerte an der Haustür in einem Haufen ebenso unschlüssiger Beobachter, wie ich es war. Wir tauschten kurze Fragen aus. Plötzlich, wie ein durchs Wehr gebrochener Strom, stürzte auf uns eine Menge von Menschen zu, die schreiend in panischer Angst liefen. Wir mußten entweder mit ihnen laufen oder zertreten werden.

Auf dem Ruhmesplatz sah ich mich wieder. Das Rathaus brannte und des Feuerschadens Schein beleuchtete die Umgebung. Ich erinnerte mich an einen Vers Vergils: *dant clara incendia lucem*. Du kennst den Umfang dieses Platzes. Und sich, er war so voll, daß es schwer wurde, sich zu bewegen. Ich glaube, dort waren mehrere hunderttausend Menschen. Die vom flüchtigen roten Feuer beschienenen Gesichter waren seltsam und unkenntlich.

Ich fragte viele, was geschehen sei. Es war amüsant, eine Reihe sich widersprechender und unglaublicher Antworten zu hören. Einer sagte, daß die Arbeiter alle wohlhabenden Leute tötschlügen. Ein anderer, daß die Regierung alle Nichtvermögenden ausrotte, um der revolutionären Bewegung ein Ende zu machen. Ein dritter, daß alle Häuser unter-

miniert wären, und eine Explosion der anderen folge. Ein vierter wollte mich davon überzeugen, daß dieses gar keine Revolution sei, sondern ein furchtbares Erdbeben.

Und um diese Zeit, als auf dem Platz vor dem Feuerschein fast ein Viertel der Stadteinwohner plaudernd, verwundert, erregt sich drängte, geschah eben jenes furchtbare Ereignis, von dem du durch die Zeitungen hörtest. Der dumpfe Donner von Geschützsalven tönte, ein feuriger Strich zerschnitt das Dunkel und ein Explosivkörper fiel mitten in die dichteste Ansammlung der Leute. Neues Kreischen überrannte den Lärm und betäubte fast wie ein körperlicher Schlag. Doch im selben Augenblicke explodierte eine zweite Granate. Dann wieder, wieder und wieder...

Das ratlose Ministerium hatte dem Kommandanten der Zentralfestung befohlen, auf alle Volksansammlungen zu schießen.

Wieder begann ein sinnloses Flichen. Inmitten der springenden Granatensplitter, im drohenden Donner der Geschütze, in welchen die durchdringenden Schreie der Verwundeten drangen, taumelten die Leute zwischen Steinwänden hin, traten auf Gefallene, schlugen die Imwegstehenden mit Fäusten, kletterten auf Fensterbretter, auf Laternen, fielen auf neue hinab und verbissen sich vor Wut mit den Zähnen in den Füßen der Nebenanstehenden. Dies war Schrecken und Chaos, war Hölle, in der man verrückt werden konnte. Auf welche Weise ich auf den Nordischen Boulevard hinausgestoßen wurde, weiß ich nicht.

Hier begegnete mir eine Abteilung der Revolutionäre. Es waren nicht viele, etwa dreihundert Menschen, nicht mehr, doch es waren organisierte Truppen vor der bestürzten Menge. Um einander zu erkennen, trugen sie ihr Abzeichen: eine rote Binde auf dem Arm. Ihre gemessene Bewegung hielt den Menschenstrom auf. Das sinnlose Flichen hielt ein, die Menge beruhigte sich.

Beim Lichte der Pechfackeln, das alles Umgebende ungewöhnlich und unzeitgemäß erscheinen ließ, erhob sich irgend ein Mensch auf den Sockel der Statue des Nordens und machte ein Zeichen, daß er sprechen wolle. Ich stand ziemlich weit, eng an einem Baum gedrückt, und konnte daher nur den allgemeinen Sinn der Rede hören. Die einzelnen Worte erstarben, ohne bis zu mir zu fliegen.

Der Redner rief zur Ruhe. Erklärte, daß der friedliche Lauf des Lebens nicht gestört würde und daß keinem der Bürger eine Gefahr drohe. Daß im ganzen Lande um diese Stunde dasselbe vor sich ginge wie in der Hauptstadt: überall ginge die Regierung zeitweilig in die Hände der Milizstäbe über. Daß nur eine geringe Zahl von Leuten gerichtet würde, — alle die der gestürzten „uns allen gleich verächtlichen“ Regierung anhängen. Daß über diese Leute das Urteil des Geheimen Gerichtes schon ausgesprochen sei.

Zum Schluß sagte der Redner noch einiges von dem Tage, den man Jahrtausende hindurch erwartet hätte, von der endlich erkämpften Freiheit des Volkes.

Im allgemeinen war die Rede eine der allgewöhnlichsten. Ich dachte, die Menge würde den Schwäger herunterreißen, ihn verzagen wie einen Narren, der in den Minuten der Gefahr lächerlichen Blödsinn treibt. Doch von allen Seiten hörte ich ungestüme Schreie der Zustimmung. Die noch vor einem Augenblick schwankenden, fassungslosen, verzagten Leute verwandelten sich plötzlich in eine ganze Armee sinnloser und sich aufopfernder Aufrihrer. Den Redner trug man auf den Händen, dabei die Revolutionshymne anstimmend.

Na fühlte ich plötzlich die Notwendigkeit, zu sein nicht in der Menge, aber mit Menschen, die gleich mir denken, mit Freunden. In meiner Seele erstand das Bildnis des Domes, und ich begriff, daß in dieser Nacht der Platz eines jeden Gläubigen neben jenen Symbolen sei, die unsere Anbetung schon zum Heiligtume gemacht hatte.

Ich lief auf dem Boulevard so rasch als ich es nur inmitten der allgemeinen Bewegung konnte. Und schon waren überall die Milizen, welche, da sie die elektrische Leitung noch nicht herzustellen wünschten, eine Beleuchtung aus Fackeln inszenierten. Patronillen schritten vorüber, die sich um die

Ruhe bekümmerten. Hier und dort bemerkte ich kleine Meetings in der Art von jenem, dem ich beiwohnte.

Irgendwo ferne dröhnten zuweilen noch Salven. Ich bog in den dunklen Gerichts-Prospekt ab, und, mich allmählich an den Weg inmitten des Labyrinthes alter Gäßchen erinnernd, tastete ich mich bis zum Eingang unseres Domes durch.

Die Türen waren geschlossen. Ringsum war es menschenleer.

Ich klopfte an die Türe auf die gewohnte Art und man ließ mich ein.

Die Türe wurde von einer Lampe nur schwach erhellt.

Und ganz wie Schatten in einem jener Kreise der Danteschen Hölle drängten die Menschen sich, und stiegen hinab und hinauf. Das halbe Dunkel veranlaßte alle, zu flüstern. Und fühlbar war die Anwesenheit eines Druckes in all dem leisen Gespräch.

Ich bemerkte Bekannte, hier waren Hero und Irene und Adamant und Dmitri und Lycius und alle und alle. Man begrüßte sich mit mir. Ich fragte Adamant:

„Was denkst du von all diesem?“

Er antwortete mir:

„Ich denke, dies ist das Ultimatum. Dies ist das endliche Scheitern jener neuen Welt, die, vom Mittelalter an gerechnet, etwa drei Jahrtausende währte. Dies ist die Aera neuen Lebens, welche unsere Epoche mit den Zeiten des russisch-japanischen Krieges und den Feldzügen Karls des Großen im Sachsenlande in ein ganzes vereinen wird. Wir aber, alle wir zwischen den zwei Welten werden von diesen gigantischen Mühlsteinen zu Staub zermalmt werden.“

Ich ging nach oben. Der kaum beleuchtete Saal des Domes schien noch riesiger zu sein. Die Winkel verlängerten sich ins Unendliche. Die Symbole unserer Feierlichkeiten wuchsen geheimnisvoll und verzerrt aus der Finsternis.

Im halben Lichte standen Gruppen von Menschen. Irgendwo war eines Weib's hysterisches Weinen.

Man rief mich an. Es war Anastasia. Sie saß auf dem Fußboden. Ich ließ mich neben ihr hin. Sie ergriff meine Hand, sie, die gewöhnlich so verhaltene, selbst in den Stunden der Saturnalien, warf sich aufschluchzend an meine Brust und sagte:

„Und so ist alles aus, das ganze Leben, die ganze Möglichkeit, zu leben. Lange Geschlechter, Hunderte von Geschlechtern bereiteten meine Seele vor. Ich kann nur in der Pracht leben und atmen. Ich hab' Flügel nötig, kann nicht kriechen. Ich muß über den anderen sein, ersticke, wenn allzuvielen neben mir sind. Mein ganzes Leben liegt in jenen überzarten, jenen verfeinerten Erlebnissen, welche nur die Höhe ermöglicht! Wir, Treibhausblüten der Menschheit, müssen ja in Wind und Staub vergehen. Und ich will nicht, ich will nicht eure Freiheit und Gleichheit! Ich will lieber eure verschlagene Sklaverei sein, als ein Genosse eurer Brüderlichkeit!“

Sie schluchzte und, ihre kleinen Fäuste ballend, drohte sie jemand. Ich suchte sie zu beruhigen, sagte, daß es noch zu früh wäre zu verzweifeln, unvernünftig, dem ersten Eindruck sich hinzugeben. Die Revolutionäre übertrieben natürlich ihren Sieg. Vielleicht würde morgen die Regierung sie aufs neue unterbekommen. Vielleicht wäre ihnen in der Provinz der Umsturz gar nicht gelungen... Doch Anastasia hörte mich nicht.

Plötzlich kam alles in Bewegung. Viele standen auf und andere hoben die Köpfe. Licht irrte — und vor dem Altar stand Theodosius.

Zwei Diakonissinnen in weißen Gewändern trugen wie immer die hohen Leuchter vor ihm her. Er selbst war in schneeweißem Chitone, seine dunklen Locken fielen über seine Schultern, sein Gesicht war sehr ruhig und sehr streng.

So stand er vor dem Altar, breitete segnend seine Hände und sprach. Seine Stimme drang in die Seele wie Wein.

(Fortsetzung folgt.)

Der Evangelist Johannes

Von Carl Hauptmann

(Schluß)

Hier war plötzlich ein kleines Kircheninneres gezeichnet. Vor dem Altar lag auf den Knien ein Mann, offenbar ein bärtiger Mann, vor einem bärtigen Geistlichen. Und eine kleine Gemeinde von Frauen und Männern stand neben dem Taufstein. Dann war auf einer anderen Seite fortgefahren.

„Ich galt Euch ja schon als Philosoph... mich umgab schon Ruhm... die Ehre eines jungen Weisen... sogar schon die Ehre eines sich religiös erneuernden Lebens... Ihr saßt ja dann in der kühlen Kirchenwölbung und sangt mich Juden gläubig mit Euren heiligen Frauenstimmen... und mit Euren reinen Frauentönen wuschet Ihr mich rein zum Evangelisten Johannes, der vor dem Altare kniete... hahahaha... so ein heiliges Bild für dreitausend Teufel, daß sie gleich in ein schreiendes Wiehern über Euch harmlose Dusehlanten ausgebrochen wären... denn meine Lüge behielt ich doch für mich... das glühende Eisen der Lüge hatte ich quer durch mein Herz gespannt... und war ausgetöbener wie ein Dämon... wie ein dreimal verachteter Selbstverächter... den es dann mit Jammerschrei ruhelos durch alle Lande trieb... fort... fort... durch Italien... durch Frankreich... ein Sträfling... der allen Wahn weggeworfen... weder Jude noch Christ... die jämmerlichste, feigste Lüge... die mit der Scheuheit des hitigen Tieres in den Wäldern sich verkroch... wo Gendarmen sie griffen... immer die jagende Not als Weggenossen... immer auf der Flucht... vor Euch allen... auch vor Dir, Du gütigste aller Mütter... damit Du nicht noch einmal an dem rüddigen Hunde zur Samariterin würdest... oh, Du herrliche, betrogene Mutter!“

Der junge Arzt las mit Leidenschaft.

Die Selbsterkenntnisse waren mit großem Pathos verfaßt. In einer Hülse unter dem Umschlag des Buches fand sich auch noch ein Zeugnis vor. Offenbar ein Zeugnis aus einer Anstalt für Mission. Der Name „Evangelist Johannes“ stand unversehrt. Aber der hürgerliche Name war auch hier ausradirt. Und dabei stand sehr geordnet: „Stellung als Evangelist einfach verlassen. Besser ins Namenlose untertauchen. Die Lüge hat meinen Namen erwürgt. Die Feigheit hat meinen Namen erwürgt!“

Auch das Datum war unversehrt und zeigte, daß sein Wandern vor etwa anderthalb Jahren erst begonnen hatte.

Es waren auch allerhand Insekten, Käfer und Spinnen, und ein paar Schmetterlinge sehr peinlich und genau in ihren Flügelzieren in dem Buche am Schluß abgebildet. Und auf den letzten Seiten fanden sich mit sehr unleserlicher Schrift verwirrt immer dieselben Bekenntnisse. Noch einmal stand ganz klar:

„Kein Außen... kein Innen... alles in einem Blute... das Fieber, das wie ein Nattergeschwür das Leben zerfrißt, ist Blüte und Frucht der Lüge.“

In diesem Sinne drehten sich alle seine Bekenntnisse nur immer um die eine Pein, daß er seinen Heimatgebern sogar bei seiner Taufe die niedrigste Schmach seines Lebens verschwiegen hatte.

Als der Arzt die Lektüre beendet hatte und sofort wieder in das Krankenzimmer zurückging, begann gerade der verzehrte Mensch im Bette Worte herauszuschreiben.

„Oh du gläubige Mutter... oh, du gesegnete Mutter... oh, du herrliche, betrogene Mutter... Du bist dort... ich

bin noch hier... Mutter... Mutter... erscheine... jetzt bekenne ich... jetzt bekenne ich!“ so schrie er. Und wie man versuchte, ihm ein Medikament nahezubringen, geriet er in Jähzorn. „Fort... fort... ich will die Lüge nicht trinken... ich will die Lüge nicht trinken... jetzt entweiche ich... Du süßeste, hunderttausendmal betrogene Mutter... Dein Glaube wächst jetzt in mir... erscheine... ich bin Johannes... erscheine... erscheine... jetzt bekenne ich...“ Und immer gewaltiger schrie er: „Schwären am Leibe... Brüche... und Lüge... dreimal verflucht... erscheine... erscheine... nun bin ich doch dein Sohn... nun bin ich doch der Evangelist Johannes... jetzt wird endlich Wahrheit!“ so schrie jetzt der Kranke mit einer ganz monumentalen, unheimlichen Feierstimme.

Dabei hatte er versucht, sich im Bette vollends aufzurichten, und begann nun laut in die Luft hineinzubeten. Aber bald vermochte er doch die Worte wieder nicht mehr in Grenzen zu halten. Und er schrie neu: „Fort der Sträfling... fort der Dieb... fort der Feigling... fort das Leben... erscheine... fort die Lüge... erscheine... ich bin jetzt die Wahrheit... jetzt bekenne ich!“

Schließlich gab der Arzt Anordnung, daß man ihn mit einer Einspritzung ruhig machte.

Aber es war eine gewaltige Sterbensgeste.

Niemand konnte im Zweifel sein, daß man einen Befreiten, keinen demütigen, mit Lüge beladenen Mann mehr vor sich hatte. Einen, der mit triumphierender Gebärde das Staubgewand von sich warf.

Bis dann der Schrei an seine allgütigste, hundertmal betrogene Mutter, die er noch immer herzurief zu seinem Siege, noch ein paarmal fallend aus ihm ausging, wie das Betäubungsmittel endlich wirkte.

Dann war der verwahrloste Heilige tief in Schlaf gesunken ohne noch einmal wieder zu erwachen.

Palästina, das erlaubte Land

Tapferkeit und Opfer der jüdischen Pioniere

Im Verlag des „Europäischen Merkur“ ist ein neues Werk: „Palästina, das erlaubte Land“ von Joseph Amiel erschienen. Ein Buch der Praxis, ein Buch von 1934. Wir bringen hier einige interessante Auszüge:

Die Frauen haben es schwer

Ach, die Einwanderer aller Schichten haben sich an so vieles hier zu gewöhnen! Die Frauen haben es noch schwerer. Mann und Kinder sollen doch ihre Ordnung haben. Möglichst bald. Aber wenn erst einmal eine Wohnung gefunden ist — ein Kapitel für sich —, das Zimmer für die ganze Familie, mit Fliesenfußboden und den praktischen Eisenbettstellen des Südens, dann muß sie lernen, den Petroleumkocher zu bedienen, den allmächtigen „Primus“, eine ebenso nützliche wie für den Anfänger heimtückische Maschine. Sie muß lernen, Wäsche mit kaltem Wasser zu waschen oder im Hof das Holzfeuer unter dem Waschetopf zu bedienen. Sie muß versuchen, die vielen hygienischen Regeln zu beachten, die man ihr für die veränderte Kost und das warme Klima in Europa und dann hier gegeben hat. Die Europäer haben zum Beispiel viel mehr Angst vor ungekochtem Trinkwasser als die Eingeborenen, und viel mehr Vertrauen zu dem „Gasos“, dem kohlensäurereichen Sodawasser, das man hier kauft, und das wahrscheinlich mit Gas vollgepumptes Leitungswasser ist. Viele sind der fatalistischen Ueberzeugung, man müßte eben erst einmal krank werden, wenigstens Bauchschmerzen haben, ehe man sich eingewöhnt.

Und dann müssen sie einkaufen und können die Sprache nicht. Denn hebräisch hat man in Deutschland nur in Ausnahmefällen überhaupt und niemals genug gelernt, um sich im Alltagsleben zu verständigen. Die Leute in den Städten aber, besonders in Tel-Aviv, können zwar fast alle deutsch oder doch wenigstens Jiddisch, das für Deutsche bei einiger Uebung rasch verständlich wird. Aber erstens gibt es auf dem Markt und Straßen auch arabische Stände, mehr noch Jemeniten, die zwar bei ihrer verblüffenden Sprachbegabung sehr rasch ein paar deutsche Worte aufgeschnappt haben, nur noch nicht genug, um das Zutrauen der meist verschüchterten Käuferinnen zu erwerben. Zweitens aber haben nicht alle Juden Lust, auf eine deutsche Frage ohne weiteres zu antworten.

Die Neulinge, die Takt und Einsicht genug haben, um zu wissen, daß Hebräisch die Landessprache ist und sie verpflichtet sind, sie zu erlernen, fangen ein Gespräch mit einer pflichtlichen Bitte um Nachsicht an. Dann ist man rührend bereit, zu reden und zu belehren. Gruß, Dank und Bitte, wenn möglich Zahlen und die Benennungen der einfachsten Gegenstände sind erlernbar — während die richtige Anwendung auch nur der männlichen und weiblichen Formen für Zahlwörter nach Wochen noch meist unmöglich erscheint. Manche Deutsche halten es deshalb für feiner und bequemer, in dem englischen Mandatsgebiet ihre englischen Schulkenntnisse zu verwenden. Aber damit können sie hös anecken. Nicht, weil die Juden der englischen Regierung befehlen, nicht, weil die Juden der englischen Regierung befehlen, sondern wenig geneigt wären. Sondern sie finden (und sie haben recht), daß der deutsche Jude sein soll, was er ist: deutsch und ungeschickt und neu, und sich Mühe geben muß, hebräisch zu lernen. Außerdem imponiert sein bißchen englisch und französisch hier keinem Menschen, weil eigentlich jeder vier bis fünf Sprachen sowieso beherrscht. Dies ist der Orient — die nahe Levante. Abgesehen von dem Talent der Rasse.

„Sie werden es lernen“, sagen die Palästinenser, tröstend, ermunternd und manchmal als Erklärung bei allen möglichen Gelegenheiten. Sie werden vieles lernen. Sie werden die kleinen Feinde ihres Alltags intimer kennen lernen, die Sand in Tel-Aviv, den Wassermangel in Jerusalem, die Sandfliegen in Haifa — sie werden dafür dankbar merken, wie schön es ist, daß die Wäsche in zwei Stunden trocken ist und der Fliesenboden in zwanzig Minuten sauber gespült, und der Geden Winter frisches Geden ganzen Winter fliegen, den was? Man braucht keine Mühe gibt es — gleicht sich das aus? Man braucht keine Kohlen, aber Eis. Man heizt keinen Ofen, aber das Bad, sofern man eines haben will. Man braucht weniger Kleider, aber mehr Schuhe, wenig Strümpfe, aber viel Seife. Man lernt es. Man „gewöhnt sich zu“.

Ein besonderes Kapitel ist die Osereth. Achtzig Prozent der Frauen, die in Deutschland verheiratet oder berufstätig waren, halten sich für fähig und bereit, Hausarbeit zu übernehmen. Der eigene Haushalt nimmt sie entweder nicht gleich ganz in Anspruch, oder sie können es sich nicht leisten, nur für sich zu wirtschaften. Also melden sie sich für den Posten einer Hausgehilfin, eben einer Osereth, die nach der hiesigen Sitte selten im Haushalt wohnt, sondern für ihre Arbeitsstunden kommt und dafür meist außer der vollen Verpflegung 1 1/2 bis 2 1/2 Pfund bar erhält. Die Haushalte in Palästina sind in vieler Hinsicht einfach. Die Wohnungen sind nicht groß, die Einrichtung der Steinfußböden nicht besonders mühsam, die Küche leicht und einfach. Aber bei allem guten Willen ist eine deutsche Dame kein Dienstmädchen, und eine palästinische Hausfrau oder Pensionärin, und eine palästinische Arbeitgeberin, die für ihr Geld bedient sein will. Acht Stunden sind in jedem Haushalt der Welt eine theoretische Zeitangabe, die Wege hin und her, die nötige Versorgung des eigenen Mietzimmers, so der Kleidung, womöglich noch der eigenen Familie, so der Ankommen mindestens 12—16 Stunden Arbeit heraus. Die Anstrengung, die veränderte Kost, das veränderte Klima erstickt sehr. Mißstimmung und Mutlosigkeit führen zu häufigem Wechsel der Arbeitsstelle. Manche schaffen es trotzdem — durch Not gezwungen oder kraft einer größeren Vitalität und Tüchtigkeit.

Die Hausfrauen aber, die in der Lage sind, selbst eine Hilfe zu halten, wenden sich dabei durchaus nicht immer um die deutsche Leidensgenossin. Sie sind von zu Hause her nicht gewöhnt, einen Menschen des gleichen gesellschaftlichen

Niveaus unter sich zu haben. Man kann Marta viel besser befehlen, das Geschirr besser zu waschen als Frau Rechtsanwältin Soundso, die in Berlin um die Ecke gewohnt hat, auch wenn Frau Rechtsanwältin zehnmal eine geschickte, einsichtige Frau ist, die genau weiß, daß sie nicht zeigen darf, wenn sie es besser versteht. Es ist zuerst reizend, dann ist es ungemütlich, dann zankt man sich, dann trennt man sich. Meistens ist Frau Rechtsanwältin oder Fräulein Doktor nachher doch nicht begeistert, wie Frau M. sich im Schlafrock benimmt. Frau M. aber nimmt eine kleine Jemenitin ins Haus, eine von diesen reizenden, gutwilligen primitiven Kindern, die mit 14 Jahren anfangen, in den Diensten zu gehen und mehr oder weniger gehorsam und geschickt sauber machen, Mülleimer schleppen, Wäsche waschen und alles Schmutzige übernehmen, möglichst für 1 bis 1 1/2 Pfund. Die Rolle der Jemeniten im Alltag Palästinas ist überhaupt sehr interessant.

Der Jemen ist jene südwestarabische, europäischen Einflüssen verschlossene Landschaft, in der seit Urzeiten Juden wohnen, die der Thora anhängen. Im 6. Jahrhundert trat ein Beherrscher des Landes zum Judentum über. Die Juden dort sind meist Handwerker, sollen teilweise vermögend sein, dürfen aber keinen Besitz mitnehmen, wenn sie das Land verlassen. In Erez Israel wandern sie familienweise ein.

Sie kommen völlig mittellos, in ihrer malerischen Tracht, mit der ganzen Anpruchslosigkeit der arabischen Nachbarn. Sie wohnen in Baracken aus Brettern und Petroleumkannen, kleinen Siedlungen am Stadtrand oder zwischen den europäischen Häusern. Sie arbeiten alle, von den kleinsten Kindern an. Diese Kinder, zartgliedrig, schwarzbraun, wieselhaft, sind von besonderer Geschicklichkeit und Intelligenz. Ueberall, wo es der Jude nationalbewußt verschmäht, Araber für die niedrige Arbeit billig einzustellen, arbeiten die Jemeniten und die jemenitischen Kinder.

Die Männer sind Kutscher, Lastträger, Bauarbeiter. Sie sind aber ebenso zu feinerer Arbeit zu brauchen. Handwerker, Schuster, besonders aber Goldschmiede — die jemenitische Filigranarbeit ist berühmt und charakteristisch, genau so die Stickkunst der Frauen, die sonst Wäscherinnen und alles mögliche sind. Sie sind sparsam und erstanlich bildungsfähig. Eine kleine, Osereth, die man schmutzig und struppig im arabischen Hemdchen ins Haus genommen hat (dieser Mut hat natürlich nur die palästinische Hausfrau), lernt nicht nur die Arbeit sehr rasch, sondern ahmt bereits nach kurzer Zeit Kleidung und Haltung der Hausdame nach und sieht ein Jahr später in bunten, aber geschmackvollen modernen Färbungen mit gut frisiertem Kopf wie eine kleine Dame aus. Nach einem weiteren Jahr ist ihre Geschicklichkeit beträchtlich gewachsen und ihre Lenkbarkeit dahin. Mit 17 Jahren ist sie völlig erwachsen, vielfach bildhübsch. Es gibt Leute, die der Ansicht sind, die Jemeniten würden eines Tages eine Aristokratie in Palästina bilden. Tatsächlich gibt es bereits sehr reiche Leute unter ihnen, Hausbesitzer, Ladeninhaber, die in kürzester Zeit auf der Grundlage uralter Kultur unter Ueberwindung der Periode der Verelendung auf durchaus hoher Zivilisationsstufe stehen.

Vorläufig allerdings bildet der Großteil von ihnen das eigentliche Proletariat von Erez Israel — denn der Chalus und das gesunde sozialistische System des Landes verhindert ja sonst die Bildung eines jüdischen Proletariats — und das kapitalistische Wirtschaftssystem kann ohne es nicht auskommen. Die Einwanderung erhält diesen Status noch auf lange. Dem wirklich großen Elend versucht seit Jahren in der wunderbarsten Weise Maja Rosenberg zu steuern, die ein Heim für jemenitische Kinder geschaffen hat.

Die Konkurrenz der Jemeniten hat auch der deutsche Schwarzarbeiter zu fürchten. Aber es ist nicht schlimm damit, weil es tatsächlich noch genug Arbeit für alle gibt.

Die Jungen erobern das Land

In der ganzen jüdischen Jugend sind wohl schon die deutschen Jungen bekannt geworden, die hier ihre Umschichtung von akademischem Beruf ebenso originell wie erfolgreich dadurch vollzogen haben, daß ihnen in den Straßen von Tel-Aviv die schmutzigen Spiegelscheiben der Läden aufhielten und daß sie sich kurz entschlossen als Fensterputzer anboten. Das Geschäft klang ein. Man hatte nach kurzer Zeit eine Reihe von Abonnenten, konnte eine Reihe von Freunden mitanstellen, fand Spaß und Auskommen, schuf eine nette Uniform, die sachlich elegant in blauem Overall mit dem gelben Fensterleder im Gürtel bestand und hatte es geschafft. Ebenfalls in Tel-Aviv taten sich ein paar junge Akademiker zusammen, fingen an Möbel zu schleppen, schafften aus zusammengelagtem Kapital erst einen Handkarren und später ein Lastauto an und schufteten nun in der Kooperative als Transportarbeiter und Spediteure, die sicher auch nach der Konjunktur Aussicht auf eine gesicherte Existenz haben. Man darf sich nur nicht einbilden, daß sie es leicht haben.

Eine andere Gesellschaft, ebenfalls lauter junge Männer, können motorschlossern, haben eine Garage und Autoschlosserei aufgemacht, einen Abschleppwagen und Maschinen erworben und sogar den tiefen Sandweg bis dahin durch Bohlenauflage praktikabel gemacht. Ferner geht die Sage von einer Tischlerei, in der fünf deutsche Aerzte arbeiten. Ein Rechtsanwältin hat sich in die Autobuskooperative eingekauft und fährt statt seines Buick in Deutschland einen Autobus zwischen Stadt und Kolonien, vier Fahrten am Tage hin und her, je 40 Minuten, 4 Pfund Wochenlohn, Anteil am Gewinn und jeder fünfte Tag dienstfrei. Außerdem darf seine Frau von der billigeren Wohnung in der Kolonie beliebig frei in die Stadt zum Einkaufen fahren. Ein Nationalökonom organisiert einen Lebensmittelladen, hat aber auch Interesse an einem Zeitungsvertrieb und dem Import von kanadischem Dörrobst. (Die Tatsache, daß doch noch ein großer Teil auch solcher Lebensmittel, die das Land schon

produziert, noch eingeführt werden muß, verwundert manchen. Zum Teil werden sich mit gesteigerter Landwirtschaft Buttererzeugung, Hühnerzucht usw. in der nächsten Zeit heben.)

Solcher Beispiele gibt es viele, es wäre aber ein Irrtum, sie für charakteristisch für Palästina zu halten. Sie sind charakteristisch für jedes Pionierland, in dem Menschen leben wollen, die ihr altes Dasein bedingungslos hinter sich gelassen haben. Diese Jungen, die jetzt als Kellner und Steinklopfer arbeiten, in der zum Teil unberechtigten Hoffnung, einmal wieder auf dem Existenzminimum zu verdienen und ihr eigenes Leben zu leben, sind viel mehr amerikanisch als palästinensisch. Und um zionistisch in gutem Sinne zu sein, müssen sie schon innerlich mehr mitbringen als den Willen zu einer ehrlichen und fleißigen und erfolgreichen Existenz. Immerhin muß man ihnen zubilligen, daß sie dem Lande nützen. Es wird mit großem Elan, Heiterkeit, tapferer Ueberwindung der Schwierigkeiten und auch vieler Sehnsüchte gearbeitet. Dieser Geist steckt an. Wer würde in Europa, wenn er beim Betreten einer fremden Wohnung statt der Hausfrau, die er besuchen wollte, eine neue Mieterin in ziemlicher Verzweiflung vor ihrer verstreuten Habe vorfindet, wortlos zugreifen, ein Zimmer möblieren, Koffer und Schränke und Bücher unter die Betten verstanen! Hier ist so etwas selbstverständlich. Nach einer Stunde ist man verstaubt, erhitzt, befreundet und vergnügt und erfährt schließlich auch Namen und die ach so bürgerliche, frühere Daseinsform der jungen Frau.

Doch man trifft auch schon da und dort einen jungen Menschen, der dieses muntere Arbeiten seit ein paar Monaten übt und mal eine müde Stunde bekommt. Dann sitzt man plötzlich zwischen halbgepackten Kisten, zwischen der Holzrolle, der eben ein Grammophon entstieg ist und sich nur schnell die Hände gewaschen, um die Platte mit Mozarts „Kleiner Nachtmusik“ aufzulegen. Es gibt Musik! Es gibt noch Menschen, die Musik machen. Artur Schnabel spielt das Es-Dur-Konzert von Beethoven. Pflögl wird man traurig. Die Leute in Deutschland sollen sich noch einmal einen Pianisten suchen, der das so spielen kann. . . . Man war Ingenieur und hat abends in einem großen Musikzimmer oder im Konzertsaal sitzen können. Komisch.

Aber ein Grammophon ist auch schön. Und die Kisten werden weiter ausgepackt.

Man wird nach der Katastrophe in Europa in seinem neuen Leben auf manches verzichteten lernen. Man wird es nach Temperament gerne oder weniger gerne tun, wird es gegen anderes und zum Teil Besseres eintauschen. Gewohnheiten lassen sich wechseln, Gefühle wandeln sich, Kräfte wachsen und werden verbraucht.

Eine Kultur, in der Generationen aufgewachsen sind, läßt sich nicht abstreifen. Der deutsche Jude ist Deutscher, in seiner Sprache und in seinem Geist, nicht nur der Erziehung nach, sondern nach allen Gesetzen der Umwelttheorie, die ja doch stärker ist als jede Rasse. Er ist nicht mehr Bürger Deutschlands, seine Liebe, seine Kraft und sein guter Wille gehört dem Judentum und er wird sie der neuen Heimstätte widmen. Aber er wird deutsche Bücher lesen und deutsche Musik hören und wird unverdrängbar eine Heimat deutscher Seele behalten, und niemand darf ihm das zum Vorwurf machen.

Denn es ist so: Der aus Spanien vertriebene Jude in Erez Israel und Saloniki spricht zu Hause spanisch, wie er es in Holland noch Jahrzehntlang getan hat. Es heißt, daß die Spanier der neuen Republik diese Tatsache mit Stolz und Anerkennung bezeichnen. Der Jude des polnischen Ghettos bewahrt heute noch im Jiddischen die Grundelemente der erbeubohndeutschen (mittelhochdeutschen) Sprache auf, die er bei seiner Vertreibung aus dem Pfalz und Schwaben in den Judenverfolgungen des Mittelalters mitgebracht hat. Die Nationalsozialisten nehmen ihm diese Treue übel — angeblich wegen der im Laufe der Zeit eingetretenen Verballhornung durch die polnischen und hebräischen Zutaten des „Gemauschels“. Man trägt den Kaftan, die Halbschuhe und das Käppchen aus dem deutschen Mittelalter, die Frauentracht hatte sich jahrhundertlang erhalten. Und für die glorreiche deutsche Armee von 1917 gab es in Rußland Verständigungsmöglichkeiten überall dort, wo ein Jude in Sympathie bereit war, die verwandte Mundart zu gebrauchen.

Andererseits wird in den palästinischen Familien neben dem Hebräisch, das nur den Kindern ganz selbstverständlich ist, fast überall unwillkürlich nebenbei polnisch oder russisch gesprochen, vor allem in vertraulichen Gesprächen, mit besonders guten Freunden. Die Küche enthält entsprechend der Ueberzahl polnischer Einwanderer sehr viele Rezepte der polnischen Heimat. Die russische Vorliebe für Hering und saure Gurke fällt in jedem kleinen Laden auf. Tee ist bestimmt nicht das Nationalgetränk eines Kaffeelandes, aber er ist dem Palästinenser unentbehrlich. Die Buchhandlungen führen alle Druckwerke in vier bis fünf Sprachen — denn das Französische steuert die Levante bei. So mischt sich zwar eine neue Kulturgemeinschaft, die von jedem Zuzug profitiert. Aber die einzelnen Bestandteile bleiben erkennbar und bleiben erhalten.

Man muß sich darüber klar sein, daß das Gesicht des Landes sich gebildet hat aus den mitgebrachten Tugenden und Untugenden der früheren Einwanderer. Wenn einwandernde Deutsche heute sich über schlechte Geschäftsmanner wundern, über Lässigkeit der äußeren Form, Unpünktlichkeit, Langsamkeit, der zwar eine gewisse Gutmütigkeit innewohnt, die aber dem auf sein Tempo und seinen Fleiß so stolzen Deutschen unerträglich erscheint — so sind es meist Manieren der polnischen Juden, dort wo sie mehr polnisch als Juden sind. Denn es ist ja bekannt, daß die Juden im Galuth leider oft die schlechten Eigenschaften der Wirtsvölker besonders leicht annehmen. Aber man findet auch bei ihnen die Frömmigkeit der Chassidim, die Mystik der Talmudgelehrten, die noble Geistigkeit und

wissenschaftliche Begabung der Spaniolen, die lächelnde Geduld und den leisen Humor das östliche Ghetto, den Elan der russischen Intelligenz — und so wie dies alles hier zusammenströmt, wird auch das deutsche Element bestehen und zum Charakter des Landes beitragen. Denn es gibt nichts, was nicht eine Kräftereserve sein könnte, wenn es lebensfähig erhalten wird.

Die älteren Einwohner des Landes und die hier Geborenen haben das Mitgebrachte dem neuen Boden angepaßt und Eigenschaften entwickelt, die dem Lande gehören. Dank der Tatsache, daß diese ersten Siedler eine Auslese tatkräftiger Idealisten waren, kann man ohne Uebertreibung sagen, daß der menschliche Durchschnitt höher liegt als im Westen. Es gibt schließlich niemand, der sich der idealen Forderung, der moralischen Pflicht, die er durch sein Hierherkommen anerkannt hat, ganz entziehen könnte. Es gibt Uebertretungen, aber sie haben nicht die Unwillkürlichkeit wie in dem abgebrühten Europa, sondern es ist noch schlechtes Gewissen dabei.

Man hat Vertrauen zueinander. Gastfreundschaft, Gefälligkeit in allen Dingen, eine Kameradschaft, die familiär ist und dem an Distanz gewöhnten Mitteleuropäer fremd — daher sie ihn entweder begeistert oder abstößt —, rasche Hilfsbereitschaft sind selbstverständlich. Man borgt einander, alle Türen sind offen und zum Teil unverschließbar, man kann jede Auskunft haben, manchmal mehr als einem lieb ist. Bisher war dies ein Segen des Landes, das untereinander in allen Teilen verbunden war. Die Städte waren Exponenten der Landsiedlungen, jeder gehörte überall hin. Der Gedankenaustausch, der Austausch der Güter und der Arbeit ging immer über das ganze Land — jedes Mitglied einer *Kuwah* verbrachte einen Teil der Jahre zur Ausbildung oder Erholung an anderen Stellen, jede Siedlung nahm zur Erholung und zum Besuch Freunde und Fremde jederzeit bereitwillig auf. Es gilt dort der arabische Grundsatz: Drei Tage bist Du Gast. Aber wer mitarbeiten will, und es findet sich immer Gelegenheit, mitzuarbeiten, darf bleiben, schlafen, mitessen, solange er mag. Der Zeitpunkt, wo das nicht mehr geht, ergibt sich von selbst.

Unter solchem beständigen Kontakt mit den besten Elementen konnte kein Snobismus aufkommen. Die Einfachheit, Aufrichtigkeit und Wärme des Verkehrs ist bezeichnend. Deshalb ist auch der Palästineser empfindlich gegen Formalitäten, Phrasen, zu große Schüchternheit, gegen jede Art von Hochmut und Distanzierung. Er hat oft Recht und manchmal Vorurteile. Er hat eine empfindliche und bewunderungswürdige Arbeiterethik, die hoffentlich durch keinen fremden Zuzug beeinträchtigt werden kann. Er hat vielfach noch Glanz und Wärme des echten Pioniertums. Und es wäre natürlich wunderbar gewesen, wenn man dem Lande weiterhin hauptsächlich Pioniere hätte zuführen können. Aber in der Gegenwart ist es ein Flüchtlingsasyl, und man kann von Flüchtlingen nicht verlangen, daß sie Pioniere sind.

„Die Reiter von Deutsch-Ostafrika“

Der Verein für das Deutschtum im Ausland (VdA.) bereitet neue Wege für seine Tätigkeit im Ausland vor. Vor allem soll systematisch der Film in den Dienst der nazischen Auslandsagitatio n gestellt werden. Die Lehr- und Wehrfilme sollen den deutschen Auslandschulen zugänglich gemacht werden. Gleichzeitig sollen die Auslandgruppen des VdA. für den deutschen Filmexport eingesetzt werden. — Die in Stuttgart eingerichtete Ausstellung des VdA. „Deutsches Volkstum“ zeigt weniger über das Leben der Auslandsdeutschen als vielmehr eine Uebersicht der VdA.-Agitation, die die zirka 40 Millionen Auslandsdeutschen für den Nazismus gewinnen will. — Unter den Filmen, die nach Meinung des VdA. für die Auslandsagitatio n besonders verwendbar sind, befindet sich der Terra-Film „Die Reiter von Deutsch-Ostafrika“, hergestellt unter „der Schirmherrschaft des Reichskolonialbundes“.

Briefkasten

Rheinische Kurierzeitung. Ihrem Notruf an uns entnehmen wir, daß der Gesundheitszustand der unteren Volkschichten auch im Rheinland sich stark verschlechtert hat: „Ich konnte nie so viel Tuberkulosefälle wie jetzt. Nur ganz selten gelingt es, die armen Leute in Erholungsstätten zu bringen. Wo Erbkrankheit vorliegt oder auch nur der Verdacht vorhanden ist, daß die Krankheit vererbt sei, ist gar nicht daran zu denken, daß die Aufnahme in eine Erholungsstätte erreicht wird.“ Es fehlt eben an Geld. Dafür sind aber immer wieder Millionensummen aus Staatsmitteln für die nationalsozialistische Parteipropaganda vorhanden.

Uto, Ropenbogen. Sie schreiben uns u. a.: „Ich sende dir ein sehr seltenes Bild: Hermann Göring in Zivil. Da bleibt einem die Puste weg... Das zweite Bild: Milwaukee — Amerikaner in Berlin. Viele neugierige Berliner sind um die amerikanische Ravelle herum, aber nicht ein einziger trägt das Hakenkreuz. Ob es in Berlin keine Hakenkreuze mehr gibt? Das Bild verheißt dir, liebe Uto, H.“. Vielleicht als Belegchen, oder wenn mal dein Tisch wackelt, damit du es unterlegen kannst...“

Hagitzer, Ufen. Sie übersenden uns folgende Notiz: aus dem Ropenboger „Sozialdemokraten“: „Gestern kam der deutsche Touristendampfer „Magard“ zum Nordsee-Land mit einer Gesellschaft deutscher Touristen. Als der Dampfer ab die Landungsbrücke fern, hielten das Schiffsvorsteher das Hoch-Weiß-Vier und das Schiffpersonal und Passagiere hielten sich zum Gittergrub. Ich stand ganz in der Nähe und wurde rot am Kopf wegen solchen Benehmens der deutschen Touristen. Wie kann ein Land, wo der Nachbaber jeden selbständigen Gedanken und jede eigene Meinung verbietet, sich zu solch einer Taktlosigkeit verhalten lassen. Das ist tolle Propaganda.“ Was verlangen Sie eigentlich von der Goebbels-Propaganda anderes als Taktlosigkeit?

Rätsche Wädher. „Ihr schickt uns euren „Stadt-Anzeiger“ mit folgendem Bericht: „Eine Kölner Gesellschaft besuchte gestern Vinz und sprach hier dem Wein recht eifrig zu. Es kam infolgedessen zu verschiedenen Schlägereien, und als glücklich doch alles „verirrt“ war, verurteilte eine Frau auf dem Dampfer eine Scheiße. Daraufhin legte man diese tatkräftige Reisende kurz entschlossen an Land und weigerte sich, sie mitzunehmen. Die Frau schimpfte von der Landungsbrücke aus weiter, und zwar so temperamentvoll, daß sie schließlich in den Rhein stürzte. Man holte sie sofort heraus und brachte sie ins Linzer Krankenhaus. Schließlich, als sie verbunden und getrocknet war, gab die Polizei ihr Fahrgeißel, um in ihre Heimat Köln zurückzuführen.“ — Der Bericht hat Schamhaft verschwiegen, daß es sich um einen Ausflug von „Kraft durch Freude“ handelte. Das „temperamentvolle Schimpfen“ der braunen Teilnehmerin bestand in lauten Rufem „Oeil Wastau!“ In vino veritas...“

Für den Gesamteinhalt verantwortlich: Robann Wig in Tübingen; für Inserate: Otto Kub in Saarbrücken, Rotationsdruck und Verlag: Verlag der Volksstimme GmbH, Saarbrücken 2, Schützenstraße 5, — Schließfach 776 Saarbrücken.

Pariser Berichte

Vater und Sohn

Daß ein Vater seinem verschwenderischen Sohne die Zusage sperrt, oder daß es zu Alimentsklagen aller Art kommt, ist etwas Alltägliches. Davon brauchte man nicht viel Aufhebens zu machen. Etwas anderes ist es schon, wenn ein Sohn seinen Vater bestehlen will, wie dies in der Nacht zum Donnerstag der junge Jules Kuhl unternahm. Ob er dies tat, um seiner Liebsten, die bei dem Einbruch behilflich war, mehr bieten zu können, als es ihm sonst möglich war, läßt sich im Augenblick nicht sagen. Jedenfalls versuchte Kuhl, der dreißig Jahre alt ist, in der in der Rue du Faubourg Saint-Antoine belegenen Möbelfabrik seines Vaters den Geldschrank mit Hilfe zweier Individuen zu knacken, deren Fingerabdrücke in den Archiven der Kriminalpolizei bereits vorhanden waren. Unglücklicherweise wurde das vierblättrige Kleeblatt, denn auch die Liebste wollte bei dieser Arbeit mit-helfen, gestört. Der Nachtwächter hörte ein Geräusch, da eine Säge zu Boden fiel, und alarmierte die Polizei. Die Beamten arretierten alle vier, ließ aber dann das junge Mädchen und Jules Kuhl wieder frei gegen das Versprechen, sich zur Verfügung der Behörden zu halten. Die beiden schweren Kunden dagegen wurden aus Sicherheitsgründen gleich auf Nummer Sicher behalten.

Kriminalroman oder Unglück

Die wahre Kriminalgeschichte von Lyon, wo, wie die „Deutsche Freiheit“ berichtete, der Stadtrat Clavel unter verdächtigen Umständen tot, seine Frau und ein Arbeiter schwer gasvergiftet aufgefunden und die kleine Hausangestellte von sechzehn Jahren halbtot und mit Krampfleiden ins Krankenhaus eingeliefert wurde, wird immer spannender. Der Arzt des Lyoner Krankenhauses hat Julie Gravier, dies ist der Name der Sechzehnjährigen, nochmals eingehend untersucht und dabei festgestellt, daß das junge Mädchen wohl einige blutunterlaufene Stellen am Körper hat, daß diese aber nicht in Einklang zu bringen sind mit einem heftigen Kampf, wie er nach Aussage des Mädchens stattgefunden haben soll. Auch konnte der Arzt keine Spuren enier an dem Mädchen vorgenommenen Vergewaltigung feststellen. Wohl aber hat man inzwischen eine schadhafte Stelle in der Gasleitung, die auf der Straße vor dem Hause der Clavels vorbeigeht, entdeckt. Daher besteht die Möglichkeit, daß das junge Ding durch die Gasvergiftung, der auch sie erlegen zu sein scheint, das Opfer einer Halluzination geworden ist und daß der Kampf, von dem sie den Aerzten Mitteilung machte, gar nicht stattgefunden hat. Andererseits muß man bedenken, daß Julie Gravier als anständig, ehrlich und arbeit-sam geschildert wird und daß es schwer ist, zu glauben, sie habe sich die ganze Geschichte sozusagen nur aus den Fingerspielen gesogen.

Augenblicklich prüft man die Möglichkeit eines Eindringens von Gas von der Straße her in die Wohnräume der Clavels, um nach dieser Prüfung festzustellen, ob es sich bei der ganzen Sache tatsächlich nur um einen Unglücksfall handelt oder ob ein Kriminalverbrechen, dessen Motive und Täter noch in Dunkel gehüllt sind, vorliegt.

Deutscher Klub

Deutscher Klub. Am Samstag, dem 8. September, um 21 Uhr, ist im Deutschen Klub (Salons Le Péristyle, 31 bis, Rue Vivienne) ein Geselliges Beisammensein mit Tanz, zu dem Gäste sehr gerne willkommen sind. Eintritt für Mitglieder frei. Gastbeitrag: 5 Fr. (Stellungslose: 3 Fr.).

Jüdisches Ritual in Nürnberg

23 Ochsen für SS. geschächtet

Saarbrücken, 6. Sept.

Die „Saarbrücker Zeitung“ läßt sich von ihrem Sonderkorrespondenten ein wunderschönes Stimmungsbild aus dem Zeltlager Nürnberg entwerfen. In diesem Bericht vom 5. September heißt es:

Nach langer Fahrt entdecken wir kurz vor Fürth an der Höhenstraße das Lager. Feinliche Ordnung und Sauberkeit herrscht überall, und es empfängt uns ein ähnliches Bild wie am Langwasser, nur ist das Lager entsprechend kleiner. Wir erfahren, daß einige Zelte schon belegt sind mit Vorkommandos und Absperrmannschaften, die seit Tagen ihren schweren Dienst versehen. Strahlend berichtet man uns, daß heute in aller Frühe 23 Ochsen für das SS-Lager geschächtet wurden, sozusagen in eigener Regie und lauter Prachtexemplare.

Wir sind gespannt darauf, wie den SS-Magen das „solchere“ Ochsenfleisch bekommt. Erzüglich muß es sein, wenn Julius Streicher das geschächtete Fleisch vorgesetzt bekommt und herunterwürgt. Man kann annehmen, daß in kürzester Zeit das gesamte „dritte Reich“ nur noch solcher essen wird. Wir wüßten nur gerne, worauf die plötzliche Rückkehr zur Schlachtordnung des Moses zurückzuführen ist. Bis zum Parteitag war das „Schächten“ als Tierquälerei bei Todesstrafe verboten.

Man scheint sich übrigens auch in Nürnberg darüber klar zu sein, daß die SS-Leute möglicherweise das rituelle Fleisch nicht vertragen werden. Man hat infolgedessen für ungeheure Latrinenanlagen Sorge getragen. Der aufmerksam Berichtshalter der „Saarbrücker Zeitung“ berichtet darüber voller Stolz folgendes:

„Ein Meisterwerk... bilden... die hygienischen Einrichtungen. Die Latrinen sind fast einhalb Kilometer lang und geradezu vorbildlich angelegt.“

WESTLAND

Unabhängige deutsche Wochenzeitung

erscheint in Saarbrücken jeden Freitag.

„Westland“ behandelt in unparteilicher Weise politische, kulturelle und wirtschaftliche Fragen. Besondere Aufmerksamkeit widmet es der deutschen Entwicklung. Die nationalsozialistische revolutionäre Uebergangszeit will es begreifen und nicht bejammern helfen. Deshalb spürt „Westland“ nicht „Angriffspunkte“ aus, sondern sucht ein umfassendes Bild zu geben. Es wendet sich an den selbständig denkenden Leser, der mit ihm die Wahrheit für die schärfste Waffe des politischen Kampfes hält.

Aus der neuesten Nummer:

- Ist Hitler deutsch?
- Führer und Prophet
- Japan und das Dritte Reich
- Schachts neuer Kriegsplan
- Bürokrat lockt die Saararbeiter
- Schwindler in den Abstimmungslisten

Die regelmäßige Zustellung

erfolgt durch die Westland-Verlags-G. m. b. H. Saarbrücken 3 • Brauerstraße 6-8 • Telefon 21014

Die „Deutsche Freiheit“

Einzige unabhängige Tageszeitung Deutschlands

muß man regelmäßig lesen

Bestellschein

Ich ersuche um regelmäßige Zusendung der „Deutschen Freiheit“

Name:

Strasse:

Ort:

....., den

Unterschrift

Verlag der „Deutschen Freiheit“

Saarbrücken 3 • Schützenstraße 5 • Postschließfach 776

Erste Auflage in wenigen Wochen vergriffen

Hitler rast

Von KLAUS BREDOW

Fragen Sie in den Kiosken und Buchhandlungen nach. Falls die Broschüre am Ort nicht zu haben ist, liert die Buchhandlung der „Volksstimme“, Saarbrücken, Bahnhofstraße 32, gegen Voreinsendung von 3,90 französischen Franken auf das Postscheckkonto Saarbrücken Nr. 619 Verlag der „Volksstimme“, Saarbrücken